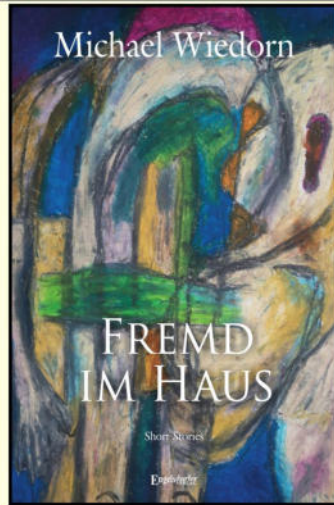


edfc



Fantasia | 25 | e

Aus der phantastischen Welt der Literatur



Fantasia 1251e

Herausgegeben von R. Gustav Gaisbauer.

ISSN 0934-1463 – 49. Jahrgang.

Das Magazin für phantastische Literatur erscheint als eBook nach Bedarf und wird per Email versandt.

Erster Deutscher Fantasy Club e. V.

Wolf-Huber-Straße 8 B · D-94032 Passau

edfc@edfc.de · www.edfc.de

Titelbild: Collage

EDFC-Logo: Helmut W. Pesch

Der EDFC ist als gemeinnützig anerkannt wegen Förderung kultureller und wissenschaftlicher Zwecke.

© 2026 – Nachdruck oder Weitergabe nur mit Erlaubnis des Verfassers oder der Redaktion.

Passau 2026-01

# AUS DER PHANTASTISCHEN WELT DER LITERATUR

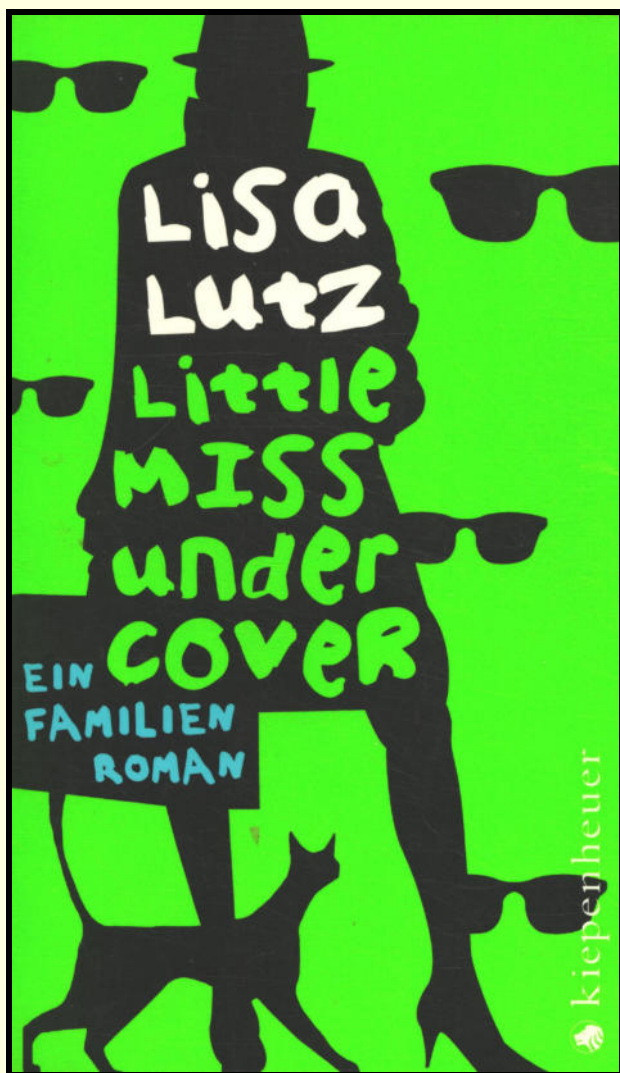
---

**Franz Schröpf**

**Fantasia 1251e – Magazin für Phantastik**



**edfc**



**Lisa Lutz**

***Little Miss Undercover. Ein Familienroman***  
***(The Spellman Files, 2007)***

**Aufbau (PB 366 S./€ 8,95)**

**Berlin 2008**

**Aus dem Amerikanischen von Patricia**  
**Klobusiczky**

**Genre: Kriminalkomödie**

Inspektor Henry Stone stellt einen Kassettenrecorder in die Tischmitte und schaltet ihn ein. Es fällt mir schwer, den Mann einzuordnen: Anfang vierzig, kurzes graumeliertes Haar, gestärktes weißes Hemd und eine wirklich geschmackvolle Krawatte. Eigentlich sieht er gut aus, aber seine kühle Professionalität wirkt wie eine Maske. Für einen Beamten ist sein Anzug zu kostspielig, das weckt meinen Verdacht. Alles und jeder weckt meinen Verdacht. (S. 7)

Die Spellmans sind eine Traditionsfamilie von Privatdetektiven, bestehend aus Vater Albert, Mutter Olivia und den nunmehr schon erwachsenen Kindern David, Isabell und Rae.

Es muss etwas Schreckliches vorgefallen sein, denn Inspektor Henry Stone verhört Isabell auf Schärfste.

„Wann haben Sie Ihre Schwester zum letzten Mal gesehen?“, fragt Stone.

„Vor vier Tagen.“

„In welcher Verfassung war sie? Worüber haben Sie beide miteinander gesprochen?“

Ich kann mich zwar an alles erinnern, aber es kommt mir so belanglos vor. Er stellt die falschen Fragen. „Haben Sie eine Spur?“, frage ich.

„Wir gehen jedem Hinweis nach“, antwortet Stone. Der Standardspruch der Polizei.

„Haben Sie mit den Snows gesprochen?“

„Wir gehen nicht davon aus, dass sie mit der Sache zu tun haben.“ (S. 52)

*Little Miss Undercover* vermag seine Leser zu unterhalten, wenn sie sich für humorvolle Krimis interessieren.





Michael Wiedorn

FREMD  
IM HAUS

Short Stories

Engelsdorfer  
Verlag

**Michael Wiedorn []**

***Fremd im Haus. Short Stories***

**Engelsdorfer (PB 146 S./€ 11,80)**

**Leipzig 2025**

**Genre: Phantastik**

Es ist Nacht. Der Himmel ist aus Basalt. Eine nackte Glühbirne strahlt als Mond. [...] Ein wilder Schneesturm tobt. Ganz in der Ferne scheint matt die Sonne durch die Wolken. Wenn man das Ohr an die Fensterscheiben drückt, glaubt man im Heulen des Orkans Hilferufe zu hören. Ein Mensch hat sich im Schneesturm verirrt. Man kann ihm nicht helfen. Die Haustüre ist abgeschlossen. (S. 7, „Wohnlandschaft“)

Wild springt der Blick von Objekt zu Objekt, aber er findet nichts Vertrautes, denn die gesamte Welt hat sich in ein künstliches Produkt verwandelt, in dem der Mensch verloren ist.

„Wohnlandschaft“ beschreibt ein surreales Universum, das einem Traum entspringen sein könnte, allerdings einem überaus

beängstigenden, der keinerlei Hoffnung bietet.

Das Kind stolpert auf mich zu. Es jauchzt fröhlich und blickt hoffnungsvoll zu mir auf. Mit beiden Händen hebt es einen Ball über seinen Kopf und versucht ihn mir zuzuwerfen. Der Ball plumpst einfach auf den Boden und rollt rados auf dem Teppich auf mich zu. Zwei blaue Kinderaugen blicken erwartungsvoll und zutraulich zu mir hoch. Ein harter Knall gegen das Holz der Biedermeierkommode. Mittelfranken um 1820. Der Junge schreit und schreit rief bis ins Innerste seiner Eingeweide erschrocken. Das Blut im Gesicht des Kleinen brüllt purpurrot. Meine Hand ist nass und beschmutzt und der Ekel vor den Ausscheidungen des fremden Kindes treibt mich ins Badezimmer. (S. 8, „Fremd im Haus“)

Der Erzähler lebt mit Frau und Kind in einem Reihenhaus, das vollgestellt ist mit Biedermeiermöbeln aus dem Erbe der Frau. Er berichtet uns, dass er bei der Marketing-

abteilung von BMW arbeitet, den Sohn zu einem tüchtigen Geschäftsmann erziehen will, Kinder eigentlich nicht mag und überdies zeugungsunfähig ist.

Auf Drängen meiner Gemahlin habe ich schon mehrmals mein Sperma untersuchen lassen. Immer wieder wurde nachgewiesen, dass mein Samen zeugungsunfähig sei. Das Eheweib wäre mit einem anderen, starken Mann trächtig wie eine brüllende Kuh. Die breitbeinig daliegende Schwangere stößt ein Kalb nach dem Anderen in das stinkende Stroh des Stalles. (S. 10, „Fremd im Haus“)

Das Kind wurde von einem Samenspender gezeugt und ist dem Erzähler daher noch fremder, als es ohnehin der Fall wäre. Er leidet unter seinem Versagen, das in ihm Wut auf sich selbst, auf die Frau und auf das Kind erzeugt. Er träumt von einer heimlichen, liebevollen Beziehung zu einer imaginären Frau.

Das Kind schreit und blutet. Seine Mutter beugt sich über es und beide schließen sich zusammen. Ich bleibe draußen. (S. 13, „Fremd im Haus“)

An sich lebt der Erzähler in einer bürgerlichen Idylle, aber er fühlt sich von ihr abgestoßen. Objektive Gründe dafür gibt es nicht wirklich, er leidet vielmehr an einer schweren psychischen Störung, die es ihm unmöglich macht, irgendeine Situation oder Beziehung zu genießen: Alles wird ihm zum Ekel.

Die vierzig Kurzgeschichten aus *Fremd im Haus* berichten von einer Welt der Düsternis und Hoffnungslosigkeit, von dem vergeblichen Schrei einer Seele nach Erlösung. Und sie zeugen von dem großen Talent des Autors, mit wenigen Worten eindringliche Szenen zu schaffen.

Die Titel der Erzählungen lauten:

„Wohnlandschaft“; „Fremd im Haus“; „Vermutungen“; „Stumm“; „Erstarrt im Ertrinken“; „Hat mich jemand erblickt?“; „Wir werden alle jung sein“; „Im Bann der Spinne“; „Überraschung am frühen Morgen“; „Wenn du nicht auf die Tiere hörst!“; „Wo-

gen“; „Nachts klingelt das Telefon“; „So viele Tage“; „Ich zerfalle in verschiedene Bilder“; „Der Verrat“; „Busenfreund“; „Ich bin jemand anderes“; „Die Wiedergeburt“; „Die Wirklichkeit ist wirklich“; „Triumph“; „Und der Drachen gab ihm seine Kraft“; „Die Menschheit schreitet voran“; „Ich bin zufrieden“; „Kinder brauchen Erziehung“; „Worauf es ankommt“; „Ihr letzter Tag“; „Der Mann fürs Grobe“; „Besoffen im Park“; „Die Fenster bluten und verlöschen“; „Die geschenkte Zeit“; „Es geht zu Ende“; „Man nimmt mich doch“; „Der Zug ist abgefahren“; „Grenzen hinter Grenzen“; „Er wird nicht entkommen“; „Ich erblicke mich im Spiegel“; „Der Löwe“; „Der Hengst wird erscheinen“; „Der Rattenkönig“; „Der Abschied“.

HEYNE <

Erstmals  
im Taschenbuch

Daniel Woodrell

# Winters Knochen

Roman

«Diese Geschichte zu lesen  
ist eine Offenbarung.» *Brigitte*

**Daniel Woodrell**

***Winters Knochen***

**(*Winter's Bone*, 2006)**

**Heyne 43 645 (TB 224 S./€ 8,99)**

**München 2012**

**Aus dem Amerikanischen von Peter  
Torberg**

**Genre: Drama**

Jessup, ihr Vater, hatte kein Holz gestapelt, auch kein Holz für den Kanonenofen gespalten, bevor er vom steil abfallenden Hof zu seinem blauen Capri hinuntergegangen und dann auf dem zerfurchten Weg davongefahren war. Er hatte keine Essensvorräte besorgt, kein Geld dagelassen, aber versprochen, sobald wie möglich mit einer Tüte Geld und einem Kofferraum voller schöner Sachen zurückzukommen. Jessup war ein verstohlener Mann mit gebrochener Miene, der gern mit flehenden Worten alles Mögliche versprach, nur um durch die Tür verschwinden zu können oder nach seiner Rückkehr um Verzeihung zu bitten. (S. 10)

Die Winter in Missouri können sehr kalt werden. Hier lebt eine kleine Familie in einem schäbigen, aber eigenen Haus mit angrenzendem Wald: Der Vater Jessup Dolly ist wegen der Herstellung von Crystal Meth angeklagt und momentan verschwunden; die Mutter, Mom, genannt, ist schwer depressiv und von Medikamenten abhängig; die sechzehnjährige Rees versorgt Mom und ihre kleinen Brüder Harold, acht, und Sonny, zehn.

Die Hälfte der Familien im Tal heißt Dolly, weshalb Harold meint, sie könnten doch Verwandte um Hilfe bitten, weil sowohl Essen als auch Brennholz ausgehen.

„Vielleicht bringt uns Blond Milton heute Abend was zu essen vorbei.“

„Könnte sein.“

„Sollten Verwandte das nicht tun?“

„So heißt es.“

„Wir könnten ja fragen.“

Ree sah Harold mit seinem schnellen Lächeln an, sein schwarzes Haar flatterte im Wind. Dann schnappte sie sich das nächstbeste Ohr und drehte daran, bis er den Mund aufsperrte und die

Hand erhob, um damit nach ihrer Hand zu schlagen. Ree drehte noch fester, bis er den Schmerz nicht mehr aushielt und zu schlagen aufhörte.

„Niemals. Niemals bittest du um was, was einem freiwillig angeboten werden sollte.“ (S. 11)

Aber der Familienstolz ist noch wichtiger als der Hunger.

Doch dann erscheint Deputy Baskin und verlangt Jessup zu sehen. Er erklärt Rees, dass ihr Vater auf Kautio n frei ist, dass er Haus und Grund, das Erbe von Mom, verpfändet hat, um die Kautio n bezahlen zu können, und dass sie alle hier ausziehen müssen, wenn sich Jessup nicht binnen einer Woche bei Gericht meldet.

Und so macht sich Rees bei Eis und Schnee auf, ihren Vater zu suchen. Ihr erster Weg führt sie zu Onkel Teardrop, einen gefürchteten Kriminellen, der sie eindringlich warnt, nicht weiter nach Jessup zu forschen.

*Winters Knochen* ist eine harte Geschichte über ein tapferes kleines Mädchen, das gegen alle Widerstände und gegen alle

Wahrscheinlichkeiten versucht, ihre Geschwister und ihre Mom zu retten.





**Nilo Sevänen [1979–]**

***Ewiger Winter 1: Der Weg des Ewigen  
Winters***

***(Ikitalven polku, 2024)***

**Lübbe (HC 446 S./€ 24,00)**

**Köln 2025**

**Aus dem Finnischen von Gabriele**

**Schrey-Vasara**

**Genre: Phantastik**

*Viel wissen wir nicht darüber, was wirklich geschah und weshalb die Welt kalt wurde. Ich erinnere mich, wie wir im Frühling Anno Domini 1000 einen blauen Stern am Himmel erscheinen sahen. In Konstantinopel erhielten wir die Nachricht, dass der Antichrist, die Weiße Hexe, die Könige des Westens angegriffen hatte. Mit den Ungeheuern der Apokalypse zog er wie ein eisiger Sturm durch die Länder, riss Mauern, Türme und Kirchen nieder, tötete die Herrscher und räumte die Kriegstruppen der Christen aus dem Weg. Zuletzt hörten wir dann, dass sich die Hure Babylon mit ihren Horden Rom näherte.*

*Ende August, an einem schwülen Nachmittag, spürte ich, wie die Treppen des*

*Blachernen Palasts unter meinen Füßen bebten. Die Erde klagte und erzitterte. Die Marmorsäulen barsten. Ein gewaltiger Donner zerriss den Himmel. Dunkle Wolken jagten sturmschnell über die Bucht des Goldenen Horns, und plötzlich begrub ein entsetzlicher Schneesturm alles unter sich. An jedem Tag endete die alte Welt. (S. 8)*

Wie Nestorios Maleinos, der Chronist des Kaisers, berichtet, suchte im Jahr 1000 ein gewaltiges Unglück die christliche Welt heim. Ob es ein Himmelsereignis wie ein Komet war oder die Auswirkung satanischer Magie, das geht aus seiner Chronik nicht eindeutig hervor. Seither ist die Welt unter Schnee und Eis begraben.

Mitten unter den Mönchen schritt eine Gestalt, unter deren weißem Bart ein goldenes Kreuz zu sehen war. Der Hegumen Kosmas blieb keuchend vor Gregorios stehen. Der alte Mann verzog das Gesicht und legte sich eine Hand auf die Brust, als hätte er Schmerzen.

„Bei den Leichentüchern Christi, was ist das?“, fragte der Hegumen mit hei-

serer Stimme und schwenkte seinen kurzen silbernen Stab.

Gregorios fasste Kosmas mit beiden Händen an den Schultern.

„Dies ist der Tag, dessen Ankunft ich befürchtet hatte“, antwortete er. „Sie sind hier.“

„Weh uns ... die Bestien des Seelenverderbers“, murmelte der Hegumen mit bebender Stimme. „Was wollen sie?“

„Sie wollen das Kind!“ (S. 10)

Im Jahr 1007 schließlich sind die Horden der Finsternis auf der Suche nach dem Mädchen Halla, das der Prophezeiung nach zur Weltretterin werden wird. Halla und ihre Mutter Xenia fliehen durch einen Geheimgang aus der Kirche des Pantokrator in Konstantinopel, bevor die Bösen die Türen erbrechen können, aber drei Beutemacher erhaschen Xenia und töten sie.

Halla flieht zu ihrem Onkel Orpheus, einem Bruder Leichtfuß, aber die Beutemacher folgen ihr.

„Du kommst mit uns“, sagte der Anführer mit eisiger Stimme. „Du kommst freiwillig mit, dann braucht niemand mehr zu sterben.“

„Mutter ... Mutter ...“, wimmerte Halla trostlos und schnappte nach Luft. Ihre kleinen Hände streichelten Xenias leblose Wange.

Der Weißhaarige beugte sich zu dem Kind herunter.

„Hast du mich gehört?“, fauchte er.

Halla krümmte sich zusammen, als wollte sie versuchen, in ihrem braunen Umhang zu verschwinden.

Orpheus' Herz hämmerte vor Entsetzen. Etwas Kaltes lief ihm über die Wange; er wusste nicht, ob es eine Träne war oder das Blut seiner Schwester.

Die Beutemacher sahen sich an, nickten und packten das Mädchen gleichzeitig von drei Seiten.

Da schrie Halla.

Es klang, als würden tausend Raubvögel aufkreischen.

Orpheus beugte sich vor, schlug die Hände auf die Ohren, kniff die Augen zu und fiel auf die Knie. Ein blendender

Blitz drang durch seine Lider. Ein kalter Windstoß warf ihn um. Sein Hinterkopf schlug auf den Steinfußboden, und alles wurde schwarz. (S. 39)

Mit einem übernatürlichen Schrei tötet Hal-la die Beutemacher, so dass sie und ihr Onkel die Flucht fortsetzen können.

Nilo Sevänen, gebürtiger Finne und Bassist der Melodic-Death-Metal-Band Insomnium, erzählt eine faszinierende Geschichte aus einer Welt, die im Jahr 1000 eine andere, fatale Wendung nahm. Dabei schöpft der Autor vor allem aus den germanischen Mythen, wie sie beispielsweise in der *Edda* erzählt werden.

**G** Erle Stanley  
ardner

# Handel mit dem Schicksal

Menschliches Versagen –  
dieser Ansicht sind alle.  
Einem jedoch rät  
Menschenkenntnis  
zur Vorsicht...



## \*Gardner, Erle S.: Handel mit dem Schicksal

**Erle Stanley Gardner [1889–1970]**

*Doug Selby 5: Handel mit dem Schicksal*  
(*The D.A. Cooke and a Goose*, 1942)

Scherz 50 711 (TB 142 S./DM 3,80)

Bern und München 1979, 5. Auflage

Aus dem Amerikanischen

Genre: Krimi

„Verdammt heiß heute“, sagte der Sheriff.

Selby nickte. Die trockene Hitze trieb den Schweiß aus allen Poren.

„Was gibt es Neues?“ fragte Selby.

„Wir haben den Wagen gefunden, der an der Fahrerfluchtgeschichte beteiligt war, der Mrs. Hunters Wagen gerammt und ihr Baby getötet hat“, antwortete Brandon. Selbys Miene straffte sich. „Gute Arbeit, wir werden da gerade ein Exempel statuieren.“

„Ich fürchte, das wird nicht so einfach sein“, bemerkte der Sheriff.

„Warum?“

„Die Besitzer des Wagens behaupten, er wäre ihnen gestohlen worden. Und sie haben vermutlich sogar recht.“

„Was sind das für Leute?“

„Mr. und Mrs. Terry B. Lossten aus New Orleans. Sie wohnen zur Zeit hier im Garver Rooming House.“

„Wo wurde der Wagen gestohlen?“

„Sie hatten ihn in der Palm Avenue, nahe der Central Street geparkt. Dort ist kein Parkverbot.“

„War er abgeschlossen?“

„Nur der Starter war gesichert, jemand hat jedoch die Zündung kurzgeschlossen.“ (S. 6)

„Hot,” the sheriff said.

Selby nodded.

In this dry air one was unconscious of perspiration. It evaporated as soon as it formed, leaving the body hot and dry as though parched with a fever.

„What’s new?” Selby asked.

Brandon said, „We’ve found the car that was in that hit-and-run accident last night — the one that wrecked Mrs. Hunter’s car and killed her baby.”

Selby's face tightened. „Good work. Well make an example of them.”

The sheriff said, „I'm afraid it isn't going to be as simple as that.”

„Why?”

„The people who own the car claim it was stolen, and they're probably right.”

„Who are they?”

„Name of Terry B. Lossten from New Orleans. Mr. and Mrs., staying at the Garver Rooming House.”

„Where was the car?”

„They parked it on Palm Avenue near Central Street. There's no limit on parking there.”

„Have it locked?”

„The ignition was locked. Someone short-circuited around the lock.”

Doug Selby, der District Attorney von Madison City, California, und Sheriff Rex Brandon sind ein eingespieltes Team, wenn es um die Aufklärung von Verbrechen geht; auch Sylvia Martin, Reporterin beim „Clarion“ und Selbys Freundin, ist dabei oft hilfreich.

Diesmal steht ein Fall von Fahrerflucht an, bei dem das Auto einer Caroline Hunter gerammt und in den Abgrund gestoßen wurde; sie selbst überlebte leicht verletzt, aber ihr kleines Baby kam dabei ums Leben. Das verursachende Auto ist bekannt und gehört dem Ehepaar Terry B. und Sadie G. Lossten; beide behaupten aber steif und fest, der Wagen wäre ihnen gestohlen und dann beschädigt wieder zurückgestellt worden. Sie wären nur nach Madison City gekommen, um ihren Schwager Ezra Grolley, der im Sterben liegt, zu besuchen.

Der Fall bekommt eine merkwürdige Wendung, als Alice Grolley, die von ihrem Gatten getrennt lebende Ehefrau Ezras, entführt wird, wobei es ihr gelingt, ihr dreijähriges Baby an der Bushaltestelle, wo sie gekidnappt wird, zurückzulassen, nachdem sie telefonisch noch die Polizei informiert hat.

Als Ezra bald darauf stirbt, untersucht der Sheriff dessen baufällige Hütte und findet darin ein riesiges Vermögen, versteckt in verrosteten Blechbüchsen. Wenn an der ganzen Sache etwas faul ist, denkt sich Selby, dann muss es mit diesem Geld zusam-

menhängen, denn Ezra hat kein Testament hinterlassen, weshalb seine Frau und sein Sohn, von dem er offenbar nichts wusste, die Erben sind, während seine Schwester und deren Mann leer ausgehen.

A. B. Carr, der unbemerkt in den Raum gekommen war, erhob sich und fragte mit wohltönender Stimme: „Darf ich dem Coroner einen Vorschlag unterbreiten?“

Die Zuschauer drehten sich zu ihm um, und Carr, der ziemlich unbeteiligt im Hintergrund des Raumes stand, die Hände auf der Rückenlehne einer Bank fuhr, ohne auf die Genehmigung des Coroners zu warten, fort: „Ich möchte vorschlagen, daß der Coroner die Möglichkeit in Erwägung zieht, daß dies gar kein Unfall war, daß vielmehr Mrs. Hunter und ihr Baby für jemand anders, nämlich für Alice Grolley und ihr kleines Mädchen gehalten wurden, daß der Fahrer des Wagens Mrs. Hunter von Madison City aus gefolgt war, sie auf dem Weg überholt, dann gewendet hatte und in voller Fahrt zurückgefahren

war, mit der Absicht, das entgegenkommende Auto in der sehr gefährlichen Kurve zu treffen, über den Straßenrand zu drängen, und Mrs. Grolley und ihr Baby zu töten.“ (S. 33)

A.B. Carr, who had sauntered into the inquest room unnoticed, got to his feet, and in a rich, vibrant voice inquired, „May I make a suggestion to the coroner?“

Spectators swung about in their seats, craned necks, and Carr, standing at ease near the back of the room with his hand resting on the back of one of the benches, immediately went on without waiting for the coroner's permission. „I would suggest that the coroner take into consideration the possibility that this was not an accident, that Mrs. Hunter and her little girl were mistaken for someone else, namely, Alice Grolley and her little girl, that the driver of this automobile followed Mrs. Hunter out of Madison City, passed her on the grade, turned around, and drove back down at high speed with the deliberate inten-

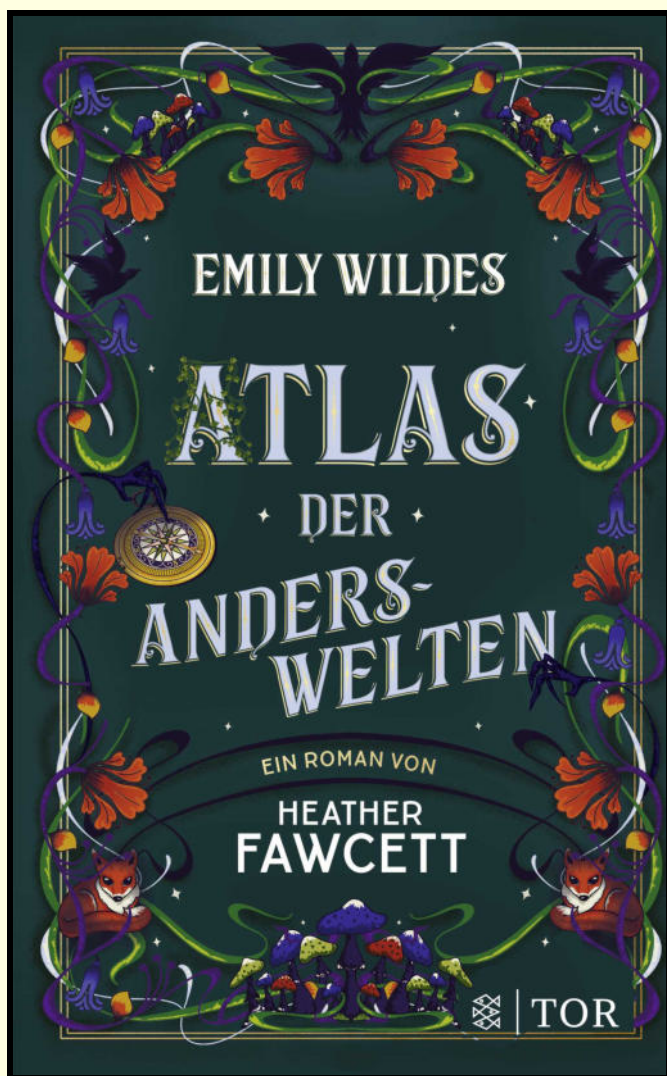
tion of meeting the upcoming automobile at the most dangerous turn in the road and forcing it over the bank — the intention being to kill Mrs. Grolley and her baby.”

Bei der Anhörung durch den Coroner Harry Parkins ergreift A. B. Carr, genannt Old A.B.C., der gerissenste Anwalt Kaliforniens, das Wort und spricht die Vermutung aus, dass der Unfall ein Mordanschlag war und eigentlich Alice Grolley und ihrem Baby galt, die Verbrecher – wofür nur das Ehepaar Grolley in Frage kommt, ohne dass es ausdrücklich genannt wird – jedoch aufgrund einer Verwechslung Caroline Hunter und ihr Baby ramnten.

Altmeister *Erle Stanley Gardner* gelingt es mit *Handel mit dem Schicksal* erneut, einen außerordentlich spannenden Krimi zu konstruieren. Dass der hier behandelte Fall ausgesprochen komplex und verwirrend ist, darf bei dem Autor nicht überraschen; selbst bis kurz vor Ende des Romans kann sich der Leser kein Bild davon machen, wer nun welches Verbrechen aus welchen Gründen begangen hat. Am Schluss löst

sich der schwierige Fall jedoch auf einsichtige und zufriedenstellende Weise auf, zur allgemeinen Befriedigung nicht nur der Ermittler, sondern auch des Lesers.





**Heather Fawcett [1989–]**

***Emily Wilde 2: Emily Wildes Atlas der  
Anderwelten***

***(Emily Wilde's Map of the Otherlands,  
2024)***

**TOR (HC 444 S./€ 24,00)**

**Frankfurt am Main 2025, 2. Auflage**

**Aus dem Amerikanischen von Eva  
Kemper**

**Genre: Phantastik**

Der Fuß passte nicht in meine Aktentasche, deshalb wickelte ich ihn in ein Tuch und stopfte ihn in den alten Rucksack, den ich manchmal bei meinen Expeditionen bei mir trage. Überraschenderweise – obwohl es eigentlich nicht überraschen sollte, da es sich immerhin um den Fuß einer Fee handelt – ist er weder schmutzig noch haftet ihm ein übler Geruch an. Er ist natürlich längst mumifiziert und würde bei einem beiläufigen Blick wie ein Ziegenhuf erscheinen, vielleicht wie eine ungewöhnliche Opfergabe, die aus dem Grab eines alten Pharaos ausgegraben wurde. *Schlecht* riecht er wie gesagt nicht, aber

seit ich den Fuß in mein Büro gebracht habe, steigt mir hin und wieder der Duft von Wildblumen und zertretenem Gras in die Nase, mit einem Windhauch, dessen Ursprung ich nicht entdecken kann. (S. 5)

Bei ihrem ersten Abenteuer waren die Dryadologin Emily Wilde vom Cambridger Knight College und Professor Wendell Bambleby, exilierter Feenprinz inkognito, noch Rivalen, aber mittlerweile hat sich Emily nicht nur selbst habilitiert, sondern auch mit Wendell angefreundet, weist dessen Heiratsanträge aus Gründen der Selbstständigkeit aber stets zurück.

Gleichzeitig bin ich mir völlig im Klaren darüber, dass ich Wendell schon vor langem hätte abweisen müssen und dass es grausam ist, ihn hoffen zu lassen. Ich will zu Wendell nicht grausam sein; wenn ich nur daran denke, befällt mich ein seltsames, unangenehmes Gefühl, als würde die Luft aus meinem Körper gepresst. Nur müsste man tatsächlich eine ausgemachte Idiotin sein,

um einen Angehörigen des Kleinen Volks zu heiraten. Es gibt höchstens eine Handvoll Geschichten von solchen Verbindungen, die ein gutes Ende nehmen, und ein ganzer Berg von ihnen endet mit Wahnsinn oder einem vorzeitigen und unschönen Tod. (S. 18)

Im schönen und noch friedlichen Jahr 1910 ist Wendell auf der verzweifelten Suche nach einer Tür ins Feenreich, aus dem ihn seine grausame Stiefmutter vertrieben hat.

Doch weiteres Ungemach droht in Gestalt des neidigen Dekans Dr. Farris Rose, der nach der erstbesten Gelegenheit sucht, Emily und Wendell hinauszuerwerfen.

Aber dann überstürzen sich die Ereignisse: Fünf fürchterliche, von der Stiefmutter geschickte Sheerie aus dem Feenreich greifen mitten in der Universität an. Der übermenschlich schnell reagierende Wendell kann sie zwar töten, weiß aber um ihre Regenerationsfähigkeiten, weshalb er sie schließlich endgültig zum Tode befördert, indem sie sie in kaltem Wasser ertränkt.

Und weitere Neuigkeiten dräuen: Emily hat in St. Liesl, Österreich, ein Feentor ent-

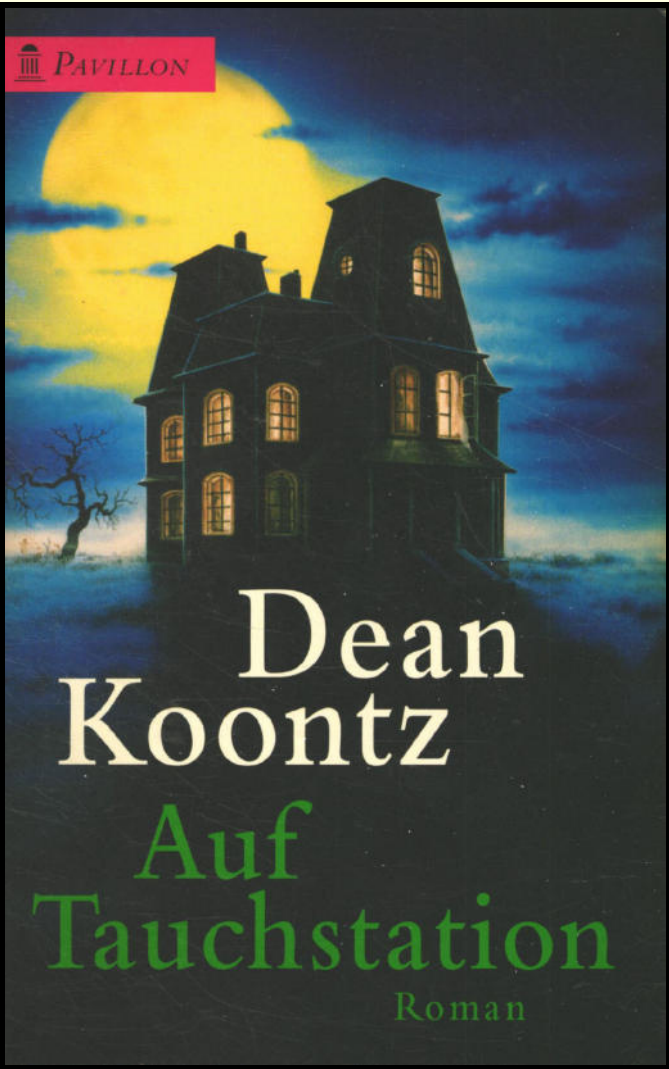
deckt, das Wendell endlich die Möglichkeit bietet, in seine Heimat zurückzukehren – und Emily ist natürlich stracks mit dabei.

*Heather Fawcett* mischt in *Emily Wilders Atlas der Anderswelt* geschickt Humor, Phantastik und Spannung.





PAVILLON



Dean  
Koontz

Auf  
Tauchstation

Roman

**Dean R. Koontz**

***Mike Tucker 2: Auf Tauchstation***

***(Surrounded, 1974)***

**Pavillon 17 651 (TB 172 S./DM 6,00)**

**München 2000**

**Aus dem Amerikanischen von Edda**

**Janus**

**Genre: Krimi**

Alle Papiere, die er bei sich trug – Führerschein, Kreditkarten, Museumsdauerkarten –, wiesen ihn als Michael Tucker aus, obwohl Tucker nicht sein richtiger Nachname war. Sein legaler Name war Lesern der Wirtschafts- und Gesellschaftsseiten der Times wohlbekannt. Der Reichtum seines Vaters erweckte Achtung und Neid zugleich. Er jedoch fühlte sich unter dem Decknamen wohler, denn seine Tucker-Existenz war vom Vater nicht infiziert worden. Er konnte den alten Herrn nicht nur nicht ausstehen, er verabscheute ihn. In der Maske Michael Tuckers kam er sich frisch und sauber vor und konnte sich beinahe selbst einreden, daß es zwischen ihm und seinem Vater keine

Blutsverwandtschaft gab. Die Tucker-Existenz brachte Freiheit von unangenehmen Assoziationen und gewissen lästigen Verpflichtungen. Und im übrigen: wenn man sich auf unrechtmäßige Weise seinen Lebensunterhalt verdiente, war es klug, einen Namen zu benutzen, der nicht zur wahren Identität zurückführte. (S. 9)

Der junge Mann, der unter dem Namen Mike Tucker lebt, wäre als Sohn eines überaus reichen Vaters eigentlich finanziell versorgt, will sich aber seinem ungeliebten Erzeuger nicht unterwerfen und lebt daher in Manhattan als Einbrecher unter fremdem Namen.

Weil Tucker wieder einmal seine Beute durchgebracht hat, nimmt er Kontakt zu seinem Verbindungsmann Clitus Felton auf, der ihm einen Bankjob in Kalifornien, zusammen mit einem Frank Meyers, anbietet. Es geht um ein Einkaufszentrum namens Oceanview Plaza, in dem sich nicht nur eine Bank, sondern auch ein teures Juweliergeschäft befindet, die man nächstens beide in einem Aufwasch abräumen könnte. Nach

einem Gespräch mit Felten erklärt sich Tucker bereit zu der Unternehmung und heuert als dritten Mann einen Schränker namens Edgar Bates an.

Dean R. Koontz hat in der Frühzeit seiner Karriere unter dem Pseudonym Brian Coffey diesen kurzweiligen Thriller verfasst.



**Dean R. Koontz**

***Das Nachthaus***

***(77 Shadow Street, 2011)***

**Heyne 43 697 (TB 590 S./€ 9,99)**

**München 2013, 2. Auflage**

**Aus dem Amerikanischen von Ursula  
Gnade**

**Genre: Horror**

Er schloss die Augen, damit er die schmalzige Szene nicht länger zu sehen brauchte – Rotkehlchen am sonnen- durchfluteten Himmel. Als die Lufttemperatur von einem Moment auf den anderen abrupt um vielleicht zehn Grad sank, während der Lift durch den ersten Stock fuhr, riss Earl erschrocken die Augen auf und drehte sich bestürzt um, sowie er sah, dass ihn das Wandgemälde nicht mehr umgab. Auch die Sicherheitskamera fehlte. Die weiße Wandtäfelung war ebenfalls verschwunden. Kein Marmor mit Einlegearbeiten unter seinen Füßen. An der Edelstahldecke verströmten Kreise aus einem undurchsichtigen Material blaues Licht. Die Wände, die Türen und der Fußboden

bestanden samt und sonders aus gebürstetem Edelstahl.

Ehe Earl Blandons Gehirn, das gründlich in Martini mariniert war, die Verwandlung des Aufzugs vollständig verarbeiten und akzeptieren konnte, beendete die Kabine ihre Fahrt nach oben – und sackte in die Tiefe. Sein Magen schien sich zu heben und dann ebenfalls herabzustürzen. Er taumelte zur Seite, umklammerte den Handlauf und schaffte es, auf den Füßen zu bleiben. (S. 14)

Das Haus Pendleton wurde im neunzehnten Jahrhundert von Andrew Pendleton auf dem höchsten Punkt von Shadow Hill erbaut. Bald nach dem Einzug verschwanden Pendleton, seine Frau und seine Kinder spurlos, weshalb das Haus als verflucht galt. In den aufgeklärten 1970er Jahren wurde es in Eigentumswohnungen umgestaltet und ist seither voll belegt.

Hier erleben wir gerade, wie Earl Blandon, ein ehemaliger Senator und jetziger Bewohner des Pendleton, von einem sich auf wunderbare Weise verwandelt habenden Fahrstuhl verschluckt wird. Der Aufzug

nimmt in mit hinunter in den 1. Stock, ins Erdgeschoß, ins Untergeschoß – und dann in weitere dreißig Stockwerke in die Tiefe.

Als die Türen des Aufzugs zur Seite glitten, schien sich seine vergrößerte Prostata ganz im Gegensatz zu seinen Händen zu fest zusammenzuziehen. Er stand bedrohlich dicht davor, sich in die Hose zu pinkeln.

Jenseits der offenen Tür lag nichts anderes als eine so vollkommene Dunkelheit, dass sie ein Abgrund zu sein schien, riesig und vielleicht bodenlos, den das blaue Licht des Aufzugs nicht durchdringen konnte. In dieser eisigen Grabesstille stand Earl Blandon regungslos da und war jetzt sogar für das Pochen in seiner Brust taub, als sei sein Herz plötzlich blutleer. Das war die Stille an der Grenze der Welt, wo es keine Luft zum Atmen gab und wo die Zeit endete. Es war das Grauenhafteste, was er jemals gehört hatte – bis aus der Schwärze jenseits der offenen Tür ein noch alarmierenderes Geräusch drang,

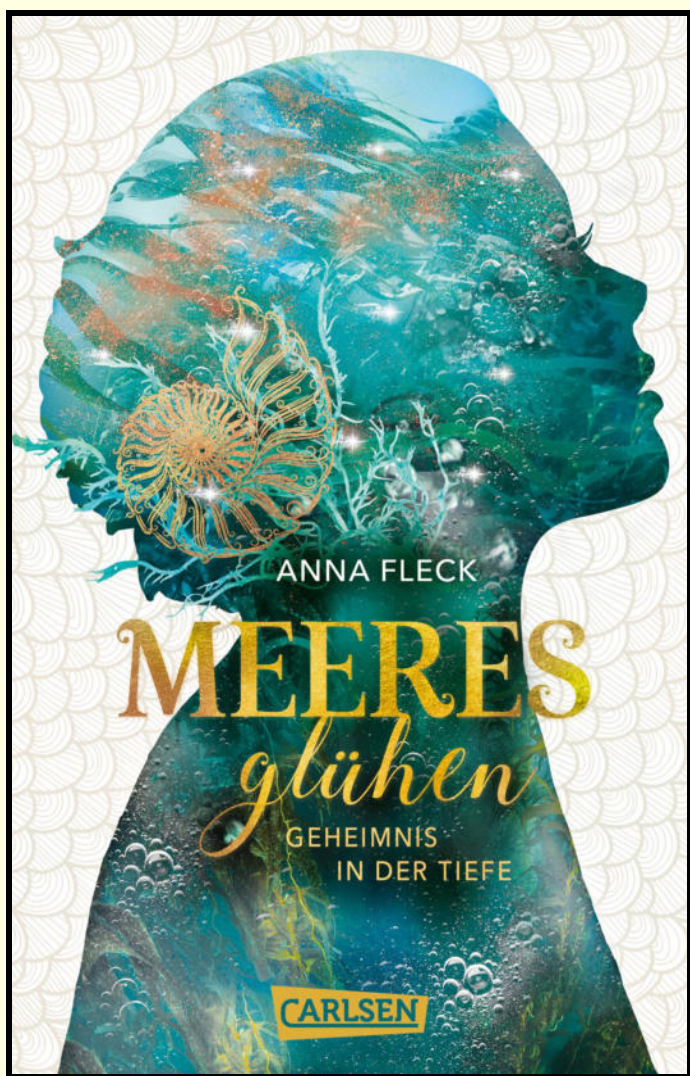
das Geräusch von etwas, das näherkam.  
(S. 17f)

Im dreißigsten Unteruntergeschoß wird der Senator vom blanken Grauen erfaßt.

Aus dem Augenwinkel sah er etwas in der offenen Tür aufragen. Als er sich umdrehte, um eine direkte Gegenüberstellung herbeizuführen, glaubte er, bei diesem Anblick würde sein Herz stehen bleiben, doch ein so leichtes Ende war ihm nicht bestimmt. (S. 18)

Dean R. Koontz hat *Das Nachthaus* mit zweiundzwanzig Eigentumswohnungen auf drei Ebenen ausgestattet, mit der entsprechenden Anzahl von Bewohnern plus Personal, und jedem Einzelnen widerfährt etwas Ungewöhnliches, Gruseliges oder sogar Grauensvolles. Der häufige Wechsel zwischen den Protagonisten erlaubt es dem Autor zwar, mühelos auf einen großen Umfang zu kommen, macht die Lektüre aber ein wenig eintönig.





**Anna Fleck**

***Meeresglühen 1: Geheimnis in der Tiefe***  
**(2021)**

**Coppenrath (HC 496 S./€ 20,00)**

**Münster 2024, 5. Auflage**

**Genre: Phantastik**

Cornwall, auf dich kann man sich echt verlassen! Verspürt jemand den Wunsch nach eiskaltem Wind und Starkregen an einem Tag, der in Berlin als sonniger Frühsommormorgen begonnen hat? Kein Problem: Man fliegt einfach nach Gatwick, steigt ein paar Mal um, erst in Züge, dann in Busse – ta-daa: Schon hat man Nässe und Kälte. Aber auch die umwerfende Aussicht auf den schiefergrauen, von weißer Gischt gekrönten Atlantik, der aufgewühlt durch den Sturm an Strand und Klippen kracht ... (S. 7)

Ella Keane, Tochter eines kornischen, leider viel zu früh verstorbenen Vaters und einer weltreisenden Mutter aus Berlin, macht Urlaub in Grey Cove, einem ehemaligen Fi-

scherdorf in Cornwall, wo sie von ihrer Großmutter Rose ein Cottage geerbt hat.

Eines Tages geht sie bei heftigem Wind und Seegang an den Strand.

Das Wasser, bei ruhiger See fast türkisblau, war jetzt von dunklem, undurchdringlichem Grau. Gedankenverloren folgte ich mit den Augen einer Möwe, die Snowflake aufgescheucht hatte. Sie schwebte dicht über den Wellen, als ob sie in dem aufgewühlten Wasser einen Landeplatz suchte.

Und dann sah ich ihn.

Es war ein Surfer, der die dämliche Idee gehabt hatte, an so einem Tag mit seinem Brett hinauszupaddeln, um nach der richtigen Welle zu suchen. Stattdessen hatte er wohl mehr als genug von den falschen gefunden. Ich sprang auf einen der Felsen am Strand, um besser sehen zu können. War er in Schwierigkeiten? Verdammt, es sah ganz so aus. Die Wellen rissen das Brett unkontrolliert hin und her, der bäuchlings darauf liegende Körper schien sich kaum zu bewegen. (S. 15f)

Ella erblickt einen bewusstlosen Surfer, der, auf seinem Brett liegend, von den Wellen hin und her geworfen wird.

*Mach doch was, Ella! schrie meine innere Stimme. Bei der nächsten Welle kommt er vielleicht nicht wieder hoch!*

Ich tat das Dümme, was ich tun konnte.

Ich tat das Einzige, was ich tun konnte.

Ich riss mir Anorak und Schuhe herunter und rannte ins Wasser. (S. 16)

Ella stürzt sich in die Fluten, zieht den jungen Mann an Land und erhält ihm mittels Mund-zu-Mund-Beatmung das Leben. Mit einem Karren aus einem nahen Bootschuppen bringt sie ihn zu den bejahrten Schwestern Helen und Hildy Bernhardt.

Als der Surfer das Bewusstsein wieder erlangt, äußert er als erstes, dass er auf keinen Fall in ein Krankenhaus will, weshalb man den guten Doktor Wilkes holt, der bei dem jungen Mann einen Sonnenbrand und zahlreiche Hämatome feststellt, so, als

hätte er längere Zeit auf dem Surfbrett zugebracht.

In der Nacht stellt Ella fest, dass Aris, wie sich der mit fremdländischen Akzent sprechende junge Mann nennt, verschwunden ist. Ella eilt an den Strand und wäre fast ins Meer gestürzt, hätte Aris sie nicht im letzten Moment abgefangen. Er erzählt ihr nun, dass er ein Flüchtling ist und sein Vater über ein fernes Land herrscht.

„Letztes Jahr ist mein ältester Bruder gestorben. Ermordet, glauben wir. Eine politische Intrige, um meinen Vater und seine Nachfolge zu schwächen. Vor einigen Wochen hat es dann meinen zweiten Bruder getroffen. Er – er hatte einen schweren Unfall. Wenn es ein Unfall war. Noch schwebt er zwischen Leben und Tod. Wir beten, dass er sich erholt...“ Unwillkürlich berührte er mit der Linken den Goldring an seinem Finger.

„Das tut mir so leid“, sagte ich mitfühlend.

Aris nickte und schluckte. „Das Gleichgewicht verschiebt sich. Jeder

konnte es spüren. Nur ich nicht. Ich wollte es wohl nicht wahrhaben. Und dann ... hat es mich erwischt. *Sie* haben mich erwischt.“

„Wen meinst du?“, fragte ich flüsternd.

„Aufständische. Verschwörer. Sie handeln aus dem Schatten heraus. Sie hatten den Befehl, mich lebend zu fangen. Zuerst dachte ich, sie wollten so meinen Vater erpressen. Aber es ging um etwas anderes.“ (S. 47f)

Schließlich erfährt Ella die ganze Wahrheit: Das Reich, in dem Aris Erbprinz ist, liegt unter Wasser und heißt Atlantis. Und damit beginnt für Ella ein schier unglaubliches Abenteuer, das sie in eine völlig fremde Welt führt.

*Geheimnis in der Tiefe* verbindet geschickt eine phantastische Welt voller Wunder und Abenteuer mit einer romantischen Liebesgeschichte. Anna Fleck ist es gelungen, mit ihrer Trilogie *Meeresglühen*, ihrem Erstlingswerk, die Herzen der begeisterten LeserInnen höher schlagen zu lassen.





Kuratiert und kommentiert von  
Cornelia Funke

Illustriert von  
Julia Plath

# DIE FROSCH- PRINZESSIN



MÄRCHEN  
AUS ALLER WELT

FISCHER  SAUERLÄNDER

**Cornelia Funke, Hrsg. [Cornelia Maria Funke, 1958–]**

***Die Froschprinzessin. Märchen aus aller Welt***

***(Through the Water Curtain and Other Tales from Around the World, 2018)***

**Kuratiert und kommentiert von  
Cornelia Funke. Illustriert von Julia  
Plath. Übersetzt von Tobias Schneider  
Fischer Sauerländer (HC 192 S./€ 19,90)  
Frankfurt am Main 2024**

**Genre: Phantastik**

Es lebte einst ein Mann, der schöne Häuser in der Stadt und auf dem Land besaß, Schüsseln und Teller aus Silber und Gold, mit Stickereien verzierte Möbel und vergoldete Kutschen. Doch leider war der Bart des Mannes blau, und das machte ihn so hässlich und furchteinflößend, dass alle Frauen und Mädchen vor ihm davonliefen. Nicht weit entfernt wohnte eine edle Dame, die zwei Töchter von äußerster Schönheit hatte. Der Mann bat sie um die Erlaubnis, die eine oder die andere zu heiraten, und überließ ihr die Wahl, welche

der Töchter sie ihm geben würde. Keine der beiden wollte ihn, und jede sagte, die andere dürfe ruhig seine Frau werden, denn sie selbst könne sich nicht dazu durchringen, einen Mann mit blauem Bart zu heiraten. Was sie noch mehr abschreckte, war, dass er bereits mehrmals verheiratet gewesen war, und niemand wusste, was mit den Ehefrauen geschehen war. (S. 123, „Blaubart“ von Charles Perrault)

Ein reicher Mann mit blauem Bart ist schon mehrfach Witwer geworden und begehrt jetzt eine der beiden Töchter einer edlen Dame zu heiraten. Die Schwestern zögern, weil der Bräutigam gar zu finster aussieht und weil man nicht weiß, was aus seinen früheren Frauen geworden ist, aber schließlich willigt doch eine von ihnen in die Hochzeit ein.

Die Ehe verläuft erstaunlich harmonisch, bis eines Tages der Gatte verreisen muss und seiner Frau sämtliche Hausschlüssel übergibt. Sie dürfe alle Zimmer des Hauses inspizieren, mit Ausnahme einer besonderen Kammer.

„[...] Und dieser kleine Schlüssel hier öffnet die Tür der Kammer am Ende des langen Ganges in meinen unteren Gemächern. Du darfst alles öffnen und überallhin gehen, nur nicht in diese Kammer, zu der ich dir den Zugang verbiete. Und ich verbiete es dir so absolut, dass niemand sagen kann, was ich täte, wenn du doch hinein gehen solltest. So wütend wäre ich.“ Sie versprach, seine Anweisungen ganz genau zu befolgen; und er küsste sie, stieg in seine Kutsche und brach zu seiner Reise auf. (S. 124f)

Doch kaum ist der Gatte abgereist, drückt die Frau die Neugier, und sie öffnet die Kammer. Der Anblick, der sich ihr bietet, ist grauenvoll jenseits aller Beschreibung.

Und so holte sie den kleinen Schlüssel hervor und öffnete, am ganzen Körper zitternd, die Tür. Zunächst konnte sie nichts erkennen, weil die Fensterläden geschlossen waren. Doch nach einigen Sekunden sah sie, dass eine Lache geronnenen Bluts den Boden bedeckte, und dass sich darin die Körper mehrerer

Frauen spiegelten, tot, und an der Wand festgebunden (dies waren die Ehefrauen, die Blaubart geheiratet und denen er, einer nach der anderen, die Kehle durchgeschnitten hatte). Sie starb beinahe vor Angst, und der Schlüssel, den sie aus dem Schloss gezogen hatte, fiel ihr aus der Hand. (S. 126)

An der Wand festgebunden hängen die früheren Ehefrauen Blaubarts, und das Blut aus ihren Kehlen schwimmt am Boden.

Vor Schreck lässt die Frau den Schlüssel fallen. Sie will bei der Rückkehr ihres Gatten vorgeben, die Kammer nie betreten zu lassen, aber der Schlüssel ist blutig geworden und lässt sich nicht reinigen.

„Warum ist Blut an diesem Schlüssel?“

„Darüber weiß ich nichts“, sagte die arme Frau, so bleich wie der Tod.

„Du weißt nichts darüber?“, fragte Blaubart. „Ich aber schon. Du hast versucht, in meine Kammer zu gelangen. Nun gut, Madam, dorthin wirst du jetzt kommen. Und dort wirst du deinen

Platz einnehmen, neben den Damen, die du gesehen hast.“ (S. 127)

Blaubart erklärt seiner Frau, dass sie nun das Schicksal ihrer Vorgängerinnen teilen müsse. Sie erbittet sich noch etwas Zeit, um ihren Frieden mit Gott zu machen. Unterdessen ruft ihre Schwester ihre beiden Brüder zu Hilfe, die Blaubart sogleich den Garaus machen.

„Blaubart“ von Charles Perrault (1628–1703) ist ein rätselhaftes Märchen, dessen Botschaft unklar ist. Will es sagen, dass Frauen ihren Ehemännern nicht hinterher spionieren sollen? Oder dass es ungünstig für die eigene Lebenserwartung ist, seine Frau zu ermorden? Vielleicht will uns Perrault aber auch nichts suggerieren, sondern uns nur mit einer dramatischen und grausigen Geschichte unterhalten und erschrecken? Das ist ihm jedenfalls gelungen, darf man sagen.

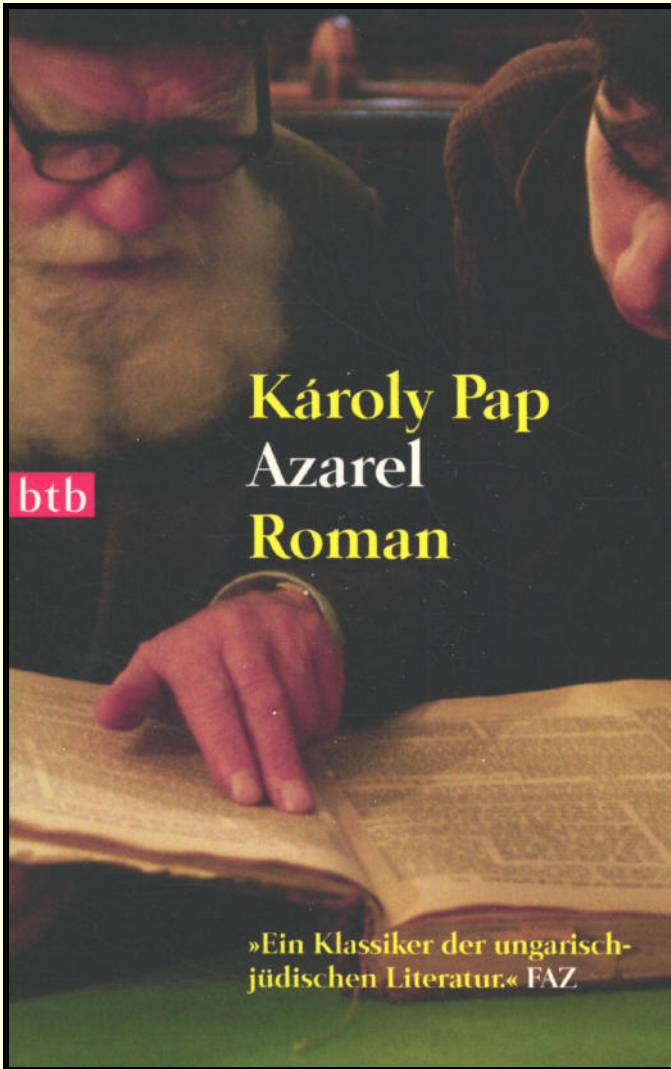
„La Barbe bleue“ soll sich an die Geschichte von Gilles de Rais, Marschall von Frankreich (1405–1440) anlehnen, der, nachdem er als Kampfgefährte und Beschützer von Jeanne d’Arc großen Ruhm er-

langt hatte, wegen vielfachen Mordes an Kindern gehängt wurde. Weil es aber außer einem erpressten Geständnis nie handfeste Beweise gab, sind Zweifel an seiner Schuld laut geworden.

Märchen brechen sämtliche Regeln, die für gute Geschichten gelten, und sie finden so mächtige Bilder für die tiefsten menschlichen Wünsche und Ängste, dass wir in einem vergifteten Apfel oder der grausigen Kulisse eines Lebkuchenhauses tiefe Schichten von Bedeutung erahnen, und mehr Wahrheit, als abstrakte Beschreibungen vermitteln könnten. (S. 7f, „Vorwort“ von Cornelia Funke)

Die Besonderheit an der Märchensammlung *Die Froschprinzessin* ist, dass die bekannte und beliebte Phantastik-Autorin Cornelia Funke jedes Märchen in Hinblick auf die Beziehung zu ihren eigenen Werken kommentiert. Die wundervollen Illustrationen von Julia Platz tun ein Übriges, das Werk zu einem gelungenen Leseerlebnis zu machen.

Offenbar wurde diese Sammlung von Cornelia Funke ursprünglich auf Englisch herausgegeben.



**\*Pap, Károly: Azarel**

**Károly Pap [1897–1945]**

*Azarel*

(Azarel, 1937)

**btb 73 418 (TB 304 S./€ 9,50)**

**München 2006**

**Aus dem Ungarischen von Hans Skirecki**

**Genre: Drama**

Der Vater meines Vaters war ein Wolljude. Er kaufte Pächtern und Bauern die Wolle ab und brachte sie zu jüdischen Kaufleuten in die Städte. Hitze und Frost hinderten ihn nicht, durch die Dörfer zu ziehen, er kannte nichts anderes als die Jagd nach dem täglichen Brot und den „Dienst an der Lehre“. Nur eines wünschte er sich: aufzuhören mit dem Umherziehen und all seine Zeit der „Lehre“ zu widmen. Denn er meinte, in ihm schlummere ein großer „Gelehrter“, und, könne er sich über Jahre hingebungsvoll in die Heilige Schrift und ihre Auslegungen vertiefen, werde er „der Erlösung näherkommen“. Aber das Schicksal verweigerte ihm diese Jahre;

ein Kind nach dem anderen kam zur Welt, sie zerrissen jeden Tag in sieben Teile, sein Gemüt verdüsterte sich, und so hoffte er nur noch, daß das, was er nicht erreichen konnte, vielleicht eines seiner Kinder „für Israel“ erreichte, denn wenigstens eines der sieben sollte den Grad an Weisheit, Frömmigkeit und Hingabe erlangen, welcher „Jahwes gnadenreiches Herz“ rührte, um Verbannung, Schande und Schmach des Volkes Israel ein wenig zu mildern. (S. 7)

Der Großvater des Erzählers, Jeremia Azarel, war ein ehrbarer, armer Händler, der sich nichts sehnlicher wünschte, als Gott gefällig zu sein. Aber die Pflichten für seine Frau und seine sieben Söhne hielten ihn davon ab, sich ganz der Hinwendung zum Allmächtigen zu widmen. Auch seine Hoffnung, seine Söhne würden ihm auf diesem Weg helfen, erfüllte sich nicht, denn drei wurden Kaufleute, drei Ärzte und Anwälte, und selbst der Jüngste ging aufs Gymnasium.

Das Gymnasium war für ihn eine heidnische Schule; wer dorthin seinen Fuß setzte, „besudelt sich vor Jahwe“. Und daß Vater dann auch noch die Rabbinerschule besuchte, erhöhte Großvaters Zorn, denn geleitet und unterhalten wurde sie, wie er meinte, von heuchlerischen Ketzern, die Tag für Tag mit den „Heiden“ lebten und redeten, deren „Söldlinge“ waren und ihnen halfen, „das jüdische Volk in den Assimilationsöfen der Fremde einzuschmelzen“. Außerdem waren sie boshaft oder dumm und verblendet, „sie verfallen heidnischen Ködern wie der Gleichberechtigung und anderen Heimtücken“.

(S. 8)

Selbst als der Jüngste die Rabbinerschule besuchte, war der Großvater erzürnt, denn die dortige Lehre war ihm viel zu weltlich. Aber der Großvater ringt seinem Jüngsten das Versprechen ab, ihm einen Sohn zu senden, dem er dann den rechten Weg weisen würde.

„[...] Noch hält das Kind, das Ihr mir zugesagt habt, mein Leben aufrecht. Du warst mir der liebste Sohn, Du hast mir am wenigsten gegeben. Und Du weißt, was Du mir schuldig bist, Du weißt, Du mußt die Schuld tilgen, bevor ich dorthin gehe, wo Anfang und Ende ist. Du weißt, die Welt beruht auf der Tilgung der Schuld, und wer sie nicht selber tilgt, der muß sie durch seine Söhne tilgen. Du weißt, ich wollte sie mit sieben Kindern tilgen, und doch habe ich vor dem Herrn neue Schulden angehäuft. Jede Schuld entspricht sieben anderen, und das sind wieder sieben mal sieben. Mein Vater, Dein Großvater, er ruhe in Frieden, hat mir vertraut, wie ich Dir vertraut habe, jeder Siebente vertraut seinem eigenen Siebenten wie einem siebenten Stern, an dem die Tilgung der Schuld erstrahlt, alles Gold und heidnisches Erz unter den Füßen zertretend. Aber was wurde aus all dem Vertrauen! Ich mag nicht mehr warten, es komme, wie es kommt! Wenn das nächste Kind ein Mädchen wird, erziehe ich es zum

Jungen, und wird es ein Junge, zum Mann!“ (S. 11)

So kommt es, dass dem Rabbiner nach Eruschka und Oluschka ein drittes Kind geboren wird: Gyuri, unser Icherzähler, wird, als er der Muttermilch entwöhnt ist, dem Großvater übergeben.

Er sah mich an, aber keine Freude und großväterliche Zuneigung entflammte in ihm. In seinem Kopf gab es eine Idee, für die er, wie er meinte, jetzt einen Körper gefunden hatte. Seine Gedanken entstammten den Geheimen Auslegungen – rohe Steine, aus denen er sich eine eigentümlich umschlossene, phantastische und gefährliche Welt erbaut hatte:

Die Erlösung der Welt wird von zwei Heiligen vollbracht, der eine stirbt im Kampf mit dem Teufel an der Mauer von Jerusalem, der andere bleibt vom Kampfschmutz verschont und übt mit der Kraft des Gebetes die reine Herrschaft aus. Bevor diese beiden Heiligen jedoch kommen können, müssen ihnen

andere, kleine Heilige den Weg bereiten. Diese kleinen Heiligen gingen Jeremia durch den Kopf, als er meinen kindlichen Körper prüfte. Um Brot mußte er sich nicht mehr kümmern wie damals, als seine Kinder noch winzig waren. Großmutter war gestorben; er hatte den kleinen Laden, sein Häuschen und alles der Gemeinde überlassen und errichtete sich, „der Urväter würdig“, zwischen der Synagoge und dem Friedhof ein Zelt. Darin lebte er nun; er schloß zum Gebet die Synagoge auf, zum Unterricht die Schule und für die Toten den Friedhof. (S. 16f)

Der Großvater wohnt in einem Zelt zwischen Synagoge und Friedhof und lebt von kleinen Diensten, die er für die Gemeinde verrichtet. Sein größtes Ziel ist es, nach Jerusalem zu reisen, um sich dort begraben zu lassen; seine Söhne geben ihm dafür regelmäßig Geld. Gyuri bekommt ein paar Spielsachen mit, die der Großvater aber verbrennt, weil sie auf dem Weg zu Gott nicht dienlich sind.

Murmelnd verfolgte er den Weg von Rauch und Feuer. Auch Großvaters Seele stieg als rußige Flamme in die Höhe - dorthin, wo er den nach dem Zeremoniell so hungrigen strengen Despoten vermutete: Jahwe, den man nur ahnen darf und der in Großvaters Phantasie in vielem den Königen glich, die uns in der Historie des Orients so oft ihr von Blut und Vernichtung gezeichnetes Gesicht zuwendeten. Wie im Leben seiner Ahnen, so formte sich auch in seinem Herzen aus Furcht vor Leid und Hilflosigkeit das Bild dieses Königs, der genau wie Despoten irdischer Herkunft ohne Unterlaß die „Sündennester seiner lieben Söhne“ durchwühlen läßt. Je weniger Kraft sie hatten, um so mehr mußten sie diesem Gott versprechen, ihm wenigstens zukünftig zu guter Laune zu verhelfen. Sie unterwarfen sich dem Joch schwerster Opfer und brachten IHM die besten Stücke ihrer Speisen, die ersten Früchte ihrer Ernte, die makellosen Erstgeburten ihrer Schafe, bis ihr ganzes Denken und Handeln eine Zeremonie zu seinen Ehren wurde, nur um

seine zornig geblähten Nüstern zu beschwichtigen. (S. 28)

Der Großvater fastet und reinigt sich unentwegt, denn er hat sich in den Kopf gesetzt, auf dem Weg eines Wunders nach Jerusalem zu gelangen. Der alte Chacham Tulczyn betrachtet diese Einstellung als Frevel, denn man darf Gott nicht herausfordern, aber der Großvater nimmt keinerlei Einwände zur Kenntnis.

Hin und wieder blieb Chacham Tulczyn vor dem Zelt stehen, um Großvater Jeremia zu tadeln: „Was willst du denn noch? Was soll der Unaussprechliche dir zuliebe noch alles tun? Und nur, weil du betest und fastest? Oder weil du noch mehr fastest? Bedenke deine Sünden! Denke, wie viele sind für IHN auf den Scheiterhaufen gegangen und wurden verbrannt, oder wie viele haben sich für IHN lebendig häuten lassen. Und doch hat keiner von ihnen verlangt, ER solle ein Wunder vollbringen!“ (S. 34)

Gyuri weiß noch nicht, was es bedeutet, tot zu sein, so dass der Großvater versucht, es ihm auf dem Friedhof zu erklären.

Er ruft mich zu sich und deutet auf einen Grabstein.

„Was ist das?“

„Ein Stein.“

„Und darunter?“

„Erde.“

„Und unter der?“

„Weiß ich nicht.“

„Lies es nur. Mit mir zusammen.“

So buchstabiere ich vielleicht die ersten hebräischen Worte.

Großvater Jeremia half mir.

„Darunter liegt Mordechai ben Schir.“

Das war schrecklich. Im Erdreich liegen, und darüber ein solcher Stein!  
(S. 37)

Eines Tages schläft der Großvater einen langen, tiefen Schlaf. Gyuri kommt wieder zu seinen Eltern, deren gesamte Lebensweise ihm vollkommen fremd ist. Und nicht nur das: Der Großvater hat ihn ernst genommen und als Gleichwertigen behandelt,

aber für seine älteren Geschwister und für seine Eltern ist er nur ein dummes kleines Kind, dem jede Erziehung und jede Bildung fehlt. Im Vater, dem neologen Rabbiner, erkennt Gyuri keinen wahren Gläubigen, sondern einen Menschen, der nur an weltliche Dinge, insbesondere ans Geld denkt.

Gyuri kommt in die Schule. In der ersten Klasse lernt er die Buchstaben, in der zweiten lernt er geschriebenen Text verstehen und in der dritten bekommt er Religionsunterricht. Er hat schon viele Märchen gehört, wobei ihm die Eltern erklären mussten, dass diese Geschichte erfunden sind und es auf der Welt keine solchen Wunder gibt; so nimmt er auch die Geschichten aus der Bibel für Märchen und die Existenz von Gott für eine Erfindung.

Ich kam vor meinem Vater auf Gott zu sprechen. Allerdings nur vorsichtig, etwa so: Der Herr Lehrer Würz hat dies und jenes von ihm gesagt.

„Freilich“, warf Mutter ein, „wer ein gutes Kind ist, der hält die Zehn Gebote ein. Wichtig ist“, fuhr sie fort, „daß du Vater und Mutter liebst.“ Klar, dachte

ich, euch ist das wichtig. Doch sie fuhr fort: „Und deine Geschwister!“ Nach einer Weile: „Und wenn du dann auch alle anderen liebst, ist es um so besser.“ Sie lachte auf. „Oje, aber danach siehst du mir nicht aus!“

Vater war in milder Stimmung. Das Essen hatte ihm geschmeckt, und er meinte nur: „Es reicht völlig, wenn du dich ordentlich benimmst, anständig lernst und in die Synagoge gehst. Mehr haben wir nie von dir verlangt.“

Mutter neigte sich lachend zu Vater hinüber. „Am Ende läßt er sich doch noch bekehren! Der Würz“, sie lachte, „bekehrt ihn noch! Er wird ein braves Kind!“ „Na“, sagte Vater „mir wär’s recht!“

Ich sah, daß Mutter über alles nur lachte. Über Gott und die Bibel ebenso wie über die Märchen und mich. Und Vater wollte, wie ich es mir gedacht hatte, nur, daß man ihm gehorche. Aber darüber, daß sie Gott niemals geliebt haben, also nicht „selbstlos“ geliebt, und daß es diesen Gott vielleicht gar nicht gibt, darüber verloren sie kein

Wort. Ich dachte mir, das sollte ihnen ruhig gesagt werden. Aber ich traute mich nicht, es geradeheraus zu sagen, darum versuchte ich es hintenherum: „Ich würde sehr gern alle Zehn Gebote einhalten, wenn ich nur wüßte, ob es ihn wirklich gibt!“

Nun erhoffte ich, daß Vater endlich sagt, was er glaubt: ob es ihn gibt oder nicht. Doch er schwieg. Mutter antwortete ebenso belustigt wie zuvor: „Du brauchst also gleich Gott? Mit weniger gibst du dich nicht zufrieden? Das, was wir dir gesagt haben, genügt dir nicht?“  
(S. 154f)

Gyuri würde so gerne die Meinung seiner Eltern darüber erfahren, ob Gott existiert, aber sie erklären ihm nur, Gyuri müsse sich gut betragen und die Eltern und Geschwister lieben, dann wäre alles gut.

In Gyuri verfestigt sich die Meinung, dass sein Vater nicht an Gott glaubt und nur deshalb Rabbiner geworden ist, um ein gutes Einkommen zu haben. Der Vater reagiert mit Vorhaltungen, Anweisungen und Befehlen, aber er nimmt kein einziges Mal

Stellung zu Frage der Existenz Gottes. Es scheint tatsächlich, als würde der Vater zwar die Gebote halten, soweit es nötig sei, und ein ehrsam Leben führen, aber nicht an Gott glauben.

So wendet sich Gyuri in der Not an seinen in allen Dingen vorbildlichen Bruder Ernuscho.

„Ernuscho“, sagte ich leise, „heute abend werde ich wieder bestraft werden. Wegen Gott. Dabei weißt du doch auch, daß es ihn nicht gibt, nur im Buch.“

Er musterte mich mit dem Blick eines guten Schülers. „Natürlich weiß ich es“, sagte er, „und alle wissen es, die ein bißchen Grips haben. Aber wozu darüber beim Mittagessen zu Vater reden, wenn er gleich böse wird? Ich hab’s auch gelernt und lerne es weiter, aber ich halte den Mund. Soviel Vernunft solltest du auch haben!“ (S. 164)

Ernuscho erklärt, dass Jedermann wisse, dass es keinen Gott gäbe, aber sich der Tradition füge, und Gyuri solle das auch tun.

Aber Gyuri, der offene Atheist, ist ein Wirklichkeit ein Gottessucher. Er ist geprägt von der unermesslichen Frömmigkeit und dem unerschütterlichen Glauben seines Großvaters und sucht verzweifelt nach dem anderen Frommen, der ihm bestätigt, dass Gott wirklich existiert.

Gyuri provoziert seinen Vater immer stärker, um ihn zu einer konkreten Aussage zu bewegen.

„Jawohl, es gibt keinen Gott, und Sie glauben selber nicht, daß es ihn gibt. Aber davon leben Sie. Und deshalb wollen Sie, daß ich so tue, als ob. Und ich mag nicht so tun, deshalb schlagen Sie mich. Alles umsonst, denn ich werde einem jeden sagen, es gibt ihn nicht und daß Sie auch nicht an ihn glauben. Denn wenn Sie an Gott glaubten, dann würden Sie mich jetzt und auch sonst nicht geschlagen haben. Denn auch das steht in den Zehn Geboten. Aber Sie predigen nur in der Synagoge von Selbstlosigkeit, von den Zehn Geboten und von Gott. Und gleichzeitig schlagen Sie mich, weil ich es weiß und weil ich

es sage. Ich werde nun immer jedem alles über Sie erzählen. Und zwar sofort.“ Vater ging wieder auf mich los.

Mutter griff nach ihm. „Vater“, rief sie, „du schlägst ihn ja tot!“

Vater ließ sich nicht zurückhalten. „Dann“, keuchte er, „hat das wenigstens ein Ende!“ Er warf mich nieder und schlug weiter.

Ich bewegte mich nicht mehr. Soll er mich totschiagen, dachte ich, totschiagen soll er mich. Das ist ein echter Rabbiner. So sieht ein echter Rabbiner aus! (S. 170)

Der Sohn spricht aus, was man nicht aussprechen kann, und er sagt, was man nicht widerlegen kann. In seiner Verzweiflung schlägt und würgt ihn der Vater.

Er begann mich zu würgen. „Du stirbst zwischen meinen Händen“, keuchte er, „ich erwürge dich ...“ Ich konnte nicht mehr sprechen.

Da warf Mutter sich zwischen uns. „Nicht doch, Vater!“ schrie sie. „Du mußt es verantworten!“ Vater ließ mich

los, und Mutter fuhr fort: „Gott wird ihn strafen. Viel stärker als wir es können. Überlaß es ihm. Gott weiß, wir wollen nur sein Bestes. Gott weiß, wie sehr wir seinetwegen gelitten haben. Er wird ihn strafen. Warum sollen wir uns versündigen?“

Röchelnd sagte ich zu Mutter: „Auch Sie dürfen nicht von Gott reden. Nichts haben Sie selbstlos getan. Mich niemals selbstlos geliebt. Und niemanden. Sie lieben nur die schönen Kleider. Und den Stolz und Vaters Stellung. Sonst nichts. Sie wollen nur, daß ich Vater gehorche. Und so werde wie alle. Und wenn es Gott gäbe, würde er zuerst euch bestrafen, so wie ihr mich bestraft. Ja, ich bin schlecht, aber ich bestreite es nicht, aber ihr seid noch schlechter und bestreitet es, dabei seid ihr Herr und Frau Rabbiner. Wenn es Gott gäbe, hätte er euch längst bestraft, und er würde sagen: Du sollst in meinem Namen nicht predigen. Aber diesen Gott gibt es nicht. Und ihr seid verlogen und böse.“ Vater stand auf, preßte beide Hände an die Schläfen und rief Mutter zu: „Raus mit

dem, ich weiß sonst nicht, was ich ihm antue!“ (S. 170f)

Gyuri bekennt, das er schlecht ist, aber er wirft den Eltern vor, dass sie noch schlechter sind als er, weil sie nichts aus selbstloser Liebe tun, sondern alles nur zu ihrem Vorteil.

Gyuri wird eingesperrt, damit er seine Thesen nicht unter das Volk bringen kann, denn das wäre die ultimative Blamage für den Rabbiner, der ohnehin die zahlreichen Konservativen in der Gemeinde zu seinen Gegnern rechnen muss.

„Jawohl, ich hab's schon immer gesagt, Sie sind ein echter kleiner Teufel.“ Und leiser, mir unterdrücktem Lachen: „Da haben Sie's Ihrem Vater ja ordentlich gegeben. Sie und Ihr Vater! Einer wie der andere. Wahre Gottlose. Ich hab's immer gewußt.“ (S. 173)

Das katholische Dienstmädchen Lidi sieht in Gyuri und seinem Vater alle ihre Vorurteile über die Juden bestätigt.

Schließlich haben die Eltern keine andere Wahl mehr, als den neunjährigen Sohn bei Regen und Kälte aus dem Haus zu werfen. Er zieht frierend und bettelnd umher, und man gibt ihm einige Kreuzer und sogar ein Märchenbuch, das er sich wünscht. Selbstverständlich hat man ihn als den Sohn des Rabbiners erkannt, und nun ist die die Schande des Vaters, von der man bisher sicherlich schon heimlich redete, im ganzen Ort offenbar.

Das Märchenbuch beginnt zu Gyuri zu sprechen, und schließlich offenbart sich ihm sogar Gott: Gyuri solle in die Synagoge gehen, wo sein Vater gerade predige, und ihn um Verzeihung bitten, dann werde auch sein Vater ihm verzeihen und alles werde gut.

Alles erfüllt sich so, wie es Gott vorhergesagt hat: Gyuri wird aufs Herzlichste in der Familie aufgenommen als geliebter Sohn. Als er wieder erwacht, erzählt man ihm, er habe an einem schweren Fieber gelitten und tagelang ohnmächtig im Bett gelegen; er sei zwar noch sehr schwach, aber ansonsten genesen.

Gyuri ist von nun an ein braver, gehorsamer, über alles geliebter Sohn, der sogar auf der Schule große Fortschritte macht.

*Azarel* erzählt die Geschichte eines jüdischen Jungen im ländlichen Ungarn zur Zeit der k. und k. Monarchie. Gyuri, der die prägenden Jahre bei seinem überfrommen Großvater verbracht hat, kann die pragmatische Einstellung seines Vaters nicht verstehen, der keine Gewissheit braucht, dass Gott existiert, um ein zufriedenes Leben zu führen. Gyuri rebelliert und wirft dem Vater vor, nicht an Gott zu glauben, was dieser weder bestätigen noch bestreiten mag: Die Frage der Existenz Gottes ist ein Thema, das man im Haus eines Rabbiners nicht anspricht, hier geht es vielmehr ausschließlich darum, wie eng oder wie weit die Gebote auszulegen sind, denn nur in der Achtung der Gebote definiert sich der Jude.

Schließlich hat der fieberkranke Gyuri eine Epiphanie: Gott in eigener Person spricht zu ihm und befiehlt ihm, sich mit seinem Vater zu versöhnen. Von nun an herrscht die frömmste Eintracht und die größte Liebe in der Familie, auch wenn anzunehmen ist, dass der Vater nicht an die

Gotteserscheinung glaubt, sondern sie dem Fieber des Sohnes zuschreibt, mit welchem er auch dessen sonderbares Verhalten in der Gemeinde befriedigend erklären kann.

Mit der Wirkung der Epiphanie ist der Vater jedoch im höchsten Maß zufrieden, ebenso wie der Sohn, der nun fügsam und gehorsam geworden ist. Ob Gyuri nun der Ansicht ist, dass sein Vater an Gott glaubt, darf bezweifelt werden; allerdings spricht er das Thema nicht mehr an, weil er begriffen hat, dass man über die Existenz Gottes, die er selbst direkt erfahren hat, nicht diskutiert. Gott ist da, auch wenn er sich nicht zeigt und wenn man nicht an ihn glaubt – er ist der Ewige.

Károly Pap wurde 1897 in der Kleinstadt Ödenburg, im heutigen Ungarn Sopron genannt, als dritter Sohn des konservativen Rabbiners Miksa Pollák geboren. Er arbeitete in verschiedenen Gelegenheitsjobs, weil er trotz des Erfolgs seines Romans *Azarel* nicht vom Schreiben leben konnte. 1944 wurde er nach Buchwald deportiert und 1945 ermordet.





## **Carissa Broadbent []**

***War of Lost Hearts 1: Daughter of No Worlds***

***(Daughter of No Worlds, 2020)***

**Cove, Carlsen (HC 638 S./€ 24,00)**

**Hamburg 2025**

**Aus dem Amerikanischen von Heike  
Holtsch, Kristina Flemm und Constanze  
Weise**

**Genre: Fantasy**

Ich konzentrierte mich auf den jüngsten, einen Kaufmann, der höchstens ein paar Jahre älter sein konnte als ich. Neureich und noch jung. Also musste er sich beweisen. Ich machte ein paar Tanzschritte auf ihn zu, streckte verführerisch die Finger nach ihm aus und damit auch die Tentakel meines Geists – um auf seine Gedanken zuzugreifen, seine Vorlieben zu erspüren. Wie sich herausstellte, interessierte er sich kein bisschen für mich, sondern viel mehr für Serel, einen von Esmaris' besser aussehenden Leibwächtern, der in einer Ecke der Halle stand.

Nicht weiter schlimm. Er musste mich ja nicht flachlegen wollen, um mir dienlich zu sein. Eigentlich machte es das sogar leichter – er würde seine Männlichkeit beweisen wollen, seine Begierde für eine spärlich bekleidete Tänzerin wie mich statt für einen spärlich bekleideten Wächter wie Serel. Und er würde ganz sicher nicht nach dem Tanz mit mir allein sein wollen. (S. 26f)

Die junge Sklavin Tisaanah arbeitet als Animiermädchen für ihren Herrn Esmaris. Aus Jux hat er ihr versprochen, dass sie sich für tausend Goldstücke die Freiheit erklaufen könne. Was Esmaris nicht ahnt, ist, dass Tisaanah ihrem Ziel nach acht Jahren harter Arbeit bald nahe ist, weil sie über eine besondere Gabe verfügt: Sie kann den Willen anderer Menschen beeinflussen.

Und nun erfüllt sich Tisaanahs Traum: Ein junger Gast, der eigentlich Frauen nicht zugetan ist, schenkt ihr fünf Goldstücke, womit sie tausendundzwei erreicht hat.

Auf den Regalbrettern standen die kleinen Geschenke, die Esmaris mir

manchmal von seinen Reisen mitbrachte. Meine wahren Schätze jedoch stammten alle von Ara.

Ara, eine Insel, Tausende Meilen entfernt und die Heimat der Zwillingsorden: des Ordens der Mitternacht und des Ordens der Morgendämmerung.

Ara, der Ort, an den ich mich begeben würde, sobald ich mir meine Freiheit erkaufte hätte. (S. 36)

Sobald sie frei ist, will Tisaanah auf die weit entfernte Insel Ara reisen, wo die Zwillingsorden der Mitternacht und der Morgendämmerung residieren, geführt von Rosina und Araich Shelaene.

Rosira repräsentierte die Valtain, Beschwörer mit weißer Haut und weißem Haar, die den Orden der Mitternacht bildeten. Und Araich stand für die Solarie, keine Valtain, aber ebenfalls Beschwörer, die sich zum Orden der Morgendämmerung zusammenschlossen. Ihre magischen Kräfte ergänzten und widersprachen sich gleichzeitig, wie zwei Seiten derselben Medaille. (S. 37)

Esmaris ist jedoch keinesfalls erfreut, als ihm Tisaanah die tausend Goldstücke vorlegt, sondern peitscht sie vielmehr grausam aus. Nach dem fünfundzwanzigsten Hieb begehrt sie auf und wendet ihre Magie an.

SIEH MICH AN.

Und dann hörte alles auf.

Mit einem Ruck senkte Esmaris den Kopf. Sein Arm erstarrte in der Bewegung. Sein Blick traf meinen, als hätte ich ihn mit einem Faden an meinem Finger auf mich gezogen, als hätte ich mit unsichtbaren Händen nach ihm gegriffen und ihn gezwungen, mich anzusehen.

Vollkommen verwundert begriff ich, dass ich seinen Geist im Griff hatte. Und für den Bruchteil einer Sekunde sah ich, spürte ich Verletzlichkeit in seinem Blick. (S. 47f)

Esmaris kann für einen Augenblick aus der Gewalt der Magie befreien und will weiter zuschlagen, da zieht Tisaanah ihren Bann an und bringt ihn damit zu Tode.

Der attraktive Wächter Serel kommt hinzu. Er ist zwar an Männern mehr interessiert als an Frauen, erweist sich jedoch Tisaanah als treuer Freund und hilft ihr bei der Flucht. Doch auch beim Doppelorden warten auf Tisaanah neue Gefahren und Herausforderungen.

*Daughter of No Worlds* ist ein faszinierender Fantasyroman aus einer Welt voller Grausamkeit, aber auch voller Romantik.

Scherz Krimi

**G** Erle Stanley  
ardner  
**Roter Drache,  
weisse Weste**

Ein Motiv wäre  
entschieden zuwenig.  
Zwei Täter aber sind entschieden  
zuviel...



## **Erle Stanley Gardner**

***Terry Clane 1: Roter Drache, weiße Weste***  
**(Murder Up My Sleeve, 1937)**

**Scherz 00 199 (TB 160 S./DM 3,80)**

**Bern und München 1970, 3. Auflage**

**Aus dem Amerikanischen von Leonie  
Schoor**

**Genre: Krimi**

„Kennen Sie Jacob Mandra, den Kautionsmakler?“ fragte er.

„Ich habe ihn schon getroffen.“

„Kannten Sie ihn, bevor Sie nach China reisten?“

„Nein. Nach meiner Rückkehr suchte ich ihn auf, um mich von der Richtigkeit einer Meinung, die ich mir im voraus gebildet hatte, zu überzeugen.“

„Warum?“

„Er bat mich in einem Brief, einen bestimmten Gegenstand für ihn zu besorgen, und bot mir eine namhafte Summe dafür.“

„Was für einen Gegenstand?“

„Ich würde es vorziehen, wenn Sie Mr. Mandra danach fragen würden.“

„Das ist leider unmöglich.“

„Unmöglich ist ein sehr endgültiges Wort.“

Der District Attorney ignorierte die Bemerkung. „Mr. Clane, war dieser Gegenstand etwa eine Ärmelpistole?“

Terry zögerte drei Sekunden, ehe er antwortete. „Ja, eine Ärmelpistole.“

„Was ist eine Ärmelpistole?“

„Ein hohles Stück Bambusrohr, das eine starke Feder mit einer Abzugsvorrichtung, die durch Druck betätigt wird, enthält. Schiebt man einen mit einer Metallspitze versehenen Pfeil in das Rohr, so wird die Feder so weit zurückgedrückt, bis der Haken des Abzugs ihn festhält. Das Ganze ist etwa fünfundzwanzig Zentimeter lang und kann sehr leicht in einem weiten Jackenärmel versteckt werden. Legt man nun den Arm auf einer Tischplatte oder einer beliebigen harten Fläche auf, so wird der Abzug ausgelöst und der Pfeil auf sein Ziel geschneilt.“

„Ist es eine tödliche Waffe?“

„Unbedingt.“

„Haben Sie Mr. Mandra eine solche Waffe besorgt?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Erstens sind sie als begehrte Sammlerobjekte ziemlich selten, und zweitens war ich nicht in China, um Raritäten zu kaufen.“ (S. 15f)

District Attorney Parker Dixon lädt den Chinakenner Terry Clane vor, um ihn zu befragen, ob ein gewisser Jacob Mandra bei ihm eine Ärmelpistole – eine tödlicher Pfeilwaffe, installiert in einem Bambusohr, das leicht in einem Ärmel verborgen werden kann – erworben hat. Ja, Mandra wollte diese Waffe bei Clane kaufen, aber dieser weigerte sich.

Schließlich erklärt Dixon sein Interesse an Mandra.

„Vielleicht wird es Sie interessieren, zu hören“, sagte er langsam mit gedämpfter Stimme, „daß Jacob Mandra heute früh kurz vor drei Uhr ermordet worden ist. Der Tod wurde durch einen Pfeil mit Metallspitze verursacht. Mittels einer Vorrichtung, die geräuschlos funktionierte, ist er auf das Herz des Opfers

abgeschossen worden. Kurz, Mr. Clane, die Mordwaffe war offensichtlich eine Ärmelpistole, wie Sie sie soeben beschrieben haben.“ (S. 18)

Mandra ist in der vergangenen Nacht durch eine Ärmelpistole getötet worden, und Dixon rechnet anscheinend Clane zum Kreis der Verdächtigen. Immerhin ist Clane mit der Malerin Alma Renton befreundet, die Mandra erst kürzlich porträtiert hat; Beide waren, so behauptet Clane, in der Mordnacht gemeinsam aus. Dixon lässt noch die Bemerkung fallen, dass Mandra allem Anschein nach der Kopf eines großen Opiumrings war, was seinem Ableben einen besonderen Aspekt verleiht.

*Roter Drache, weiße Weste* ist in zweifacher Hinsicht sehr untypisch für Erle Stanley Gardner: Erstens hat die Handlung einen exotisch-mysteriösen Touch, den der ehemalige Strafverteidiger gewöhnlich nicht pflegt, und zweitens ist die Geschichte recht umständlich erzählt, was auch nicht Gardners Art ist.





**Markus Heitz**

***Irida Becker 1: Irida und die Stadt der Geheimnisse***

**Oetinger (HC 362 S./€ 18,00)**

**Hamburg 2025**

**Genre: Phantastik**

Ardo machte ein geheimnisvolles Gesicht. „Ich bin an etwas Großem dran. Ganz sicher! Keine rostigen Dosen, keine Hufeisen mehr, die ich ausbuddle.“ Er streichelte die vielfarbigen Edelsteine, die er mit den Drähten verbunden hatte. Die Kabel führten am Stiel der Sonde hinauf bis zum Steuergerät und in einen eigenen winzigen Monitor. „Ich kann nun übersinnliche Energien messen. Wegen ihnen.“

„Übersinnlich? Was bedeutet ...?“

„Maaaagiiiiie“, raunte er wie ein überdrehter Zauberer und vollführte flatternde Handbewegungen. „Alles Überirdische, was in Gegenständen steckt. Elfenkram, Flüche, von Druiden verzaubert, von Kobolden berührt und hergestellt ... was weiß ich. So was eben.“  
(S. 20)

Irida Becker, vierzehn Jahre alt, wohnt mit Eltern und Geschwistern in dem Städtchen Hohenburg. Eben erhält sie Besuch von ihrem weltreisenden und schatzsuchenden Onkel Ardo, der auch gleich einen Detektor mitbringt, mit dem man übersinnliche Energien aufspüren kann. Damit würde er sicher das überaus neugierige, wildlebende Kaninchen Nooba untersuchen wollen, wenn sich dieses nur fassen ließe.

„Ist das ... Blut? Was zum Teufel?“, fluchte Pierre und wich vor dem niedlichen Tier zurück. „Hast du ihn gefressen?“

In diesem Moment vernahm er das laute Knurren hinter sich. Etwas sehr Starkes packte ihn im Nacken, um ihn hochzuheben und wegzuschleudern wie eine leichte Puppe. Schreiend flog er etliche Meter davon.

Der Aufschlag im Unterholz schmerzte Pierre, und ächzend versuchte er, sich auf die Füße zu stellen.

Doch da war der Schatten mit den faustgroßen roten Augen schon über ihm. (S. 31)

Auch Pierre und Antoine sind in Hohenburg nächtens auf Schatzsuche, was ihnen allerdings schlecht bekommt, denn ein Ungeheuer macht ihnen den Garaus. Die Polizei findet zwar Blutspuren, ist ansonsten aber ratlos.

Das ist ein Fall für die vier „Furchtlosen“, eine Gruppe Jugendlicher am Burg-Gymnasium, die sich die Aufklärung geheimnisvoller Vorgänge auf die Fahne geschrieben hat. Neben Cedric Mayer, Marian Jeremy Dumitru und Jinjin Sophia Zimmer ist auch Irida Becker mit dabei, die, obwohl sie ein wenig hinkt und stottert, trotzdem ein willkommenes und hilfreiches Mitglied der Gruppe ist.

Markus Heitz hat in *Irida und die Stadt der Geheimnisse* eine leicht behinderte Jugendliche zur Heldin einer Serie von Abenteuern gemacht, die mit dem vorliegenden Band einen dramatischen und spannenden Anfang hinlegt.



HEYNE  
BÜCHER

Peter Straub  
**Schattenbrüder**

Roman

**Peter Straub**

**Schattenbrüder**

**(Mr. X, 1999)**

**Heyne 01/13 214 (TB 654 S./DM 16,90)**

**München 2001**

**Aus dem Amerikanischen von Bernhard  
Kleinschmidt**

**Genre: Phantastik**

Wie dumm ich doch war – ich verfiel einfach in mein altes Verhaltensmuster und tat eine Woche so, als wäre ich ein bewegliches Ziel. Dabei wußte ich irgendwie die ganze Zeit, daß ich deshalb in den Süden von Illinois trampelte, weil meine Mutter im Sterben lag. Und wenn sich die Mutter verabschiedet, fährt man nach Hause. (S. 11)

Ned Dunstan kehrt nach Jahren der Abwesenheit zurück in seine Heimatstadt Edgerton, Illinois, weil seine Mutter im Sterben liegt. Er hat sie nur selten gesehen, weil sie sich nicht in der Lage fühlte, das vaterlose Kind allein aufzuziehen, weshalb Ned bei verschiedenen Pflegeeltern aufgewachsen ist.

Beim flüsternden Platzen einer Naht blickte ich über meine Schulter, sah auf der sonnigen Cherry Street einen Schatten fliehen und fiel vor Überraschung auf mein Hinterteil. Mindestens einmal die Woche geschah dies in meiner Kinder- und Jugendzeit, sobald mein Kopf das Kissen berührte. Mein Schatten verlängerte sich auf dem weißen Gehsteig, bog sich seitwärts und huschte um die Ecke. Der Schrecken eines unwiederbringlichen Verlustes ließ mich auf dem warmen Pflaster erstarren. Dann rappelte ich mich auf, rannte zur Ecke und sah meinen Schatten wie eine solide Substanz vor mir über das Pflaster schweben. Als ich vorwärtsstürzte, neigte der Gehsteig sich wie eine Rutschbahn, und die vertrauten Häuser mit ihren dunklen Veranden zerflossen in der Hitze. Edgerton war verschwunden.

Ich rannte einen ausgetretenen Pfad entlang, der zu einem schmalen Fluß mit einer gewölbten Holzbrücke führte. Der aufrechte Schatten hastete weiter. (S. 26f)

An jedem Geburtstag hat Ned ein übernatürliches Erlebnis: Er sieht in einer Vision, wie ein Unbekannter in Schwarz, den er Mr. X nennt, grauenvolle Morde begeht. Und bald ist es wieder soweit, denn sein nächster Geburtstag naht.

„Du bist ich, und ich bin du, ja“, sagte der Schatten. „Aber nur in dem Sinne, daß wir die Eigenschaften besitzen, die dem anderen fehlen. [...]“ (S. 38)

Insbesondere hofft Ned, von seiner Mutter den Namen seines Vaters zu erfahren, um endlich dem Geheimnis seiner Herkunft und seiner Bestimmung auf die Spur zu kommen.

Peter Straub erzählt *Schattenbrüder* in einem bedeutungsschwangeren Stil, der den Leser auf eine unheimliche, übernatürliche Geschichte einstimmen soll. Allerdings ist der Roman für diesen Zweck viel zu lang und redundant geraten.



**Alexis L. Menard**

***Order and Chaos 1: House of Bane and Blood***

***(Vows of Vengeance 1: House of Bane and Blood, 2023)***

**Edition Michael Fischer**

**(HC 528 S./€ 24,00)**

**München 2025**

**Aus dem Englischen von Doris Attwood**

**Genre: Fantasy**

Als ich den Blick auf seine linke Hand richtete, musste ich feststellen, dass sie komplett aus Metall bestand. Die Prothese verfügte über vergoldete Röhrenfinger, die am Handgelenk mit einem Geflecht aus soliden Metallzylindern verbunden waren, die seinen Unterarm bildeten. „Oh, wow. Wie kannst du ... Wie funktioniert sie?“

Er wackelte mit den Metallfingern, während ich sie, vollkommen fasziniert, genauer betrachtete. „Die Röhren sind hohl, und ich kann die Luft darin mithilfe meines Relikts manipulieren, um sie zu bewegen. Anfangs war es gar nicht so einfach, es richtig zu lernen, aber in-

zwischen kann ich die Hand genauso mühelos benutzen wie meine echte.

„Das ist unglaublich. Du bist ein Bender?“ Es ergab Sinn. Der Heilige Bane war aus den Händen des Schöpfers geformt worden. Mit seinem Relikt konnte man die natürlichen Elemente beherrschen, sogar Schall und Zeit, falls ein Nachkomme das Glück hatte, diese seltene Gabe zu erben. (S. 34)

Die Icherzählerin Camilla, die sich gerne Milla nennt, gehört einer der vornehmsten Familien von Lynchhausen an, nämlich Marchese, die jedoch kurz vor dem Bankrott steht. Das ist der Grund, warum Milla einen Sprössling namens Felix aus der reichen Familie der Firenze heiraten soll.

Die letzte Nacht vor der Hochzeit verlässt Milla die Hälfte der Stadt, die, durch den Fluss Ada begrenzt, die Reliktlosen beheimatet, jene Menschen ohne besondere Begabungen, und begibt sich in den Stadtteil der Relikter. Hier lernt sie Nico kennen, einen Bender, der mit seinen Kräften Metalle seinem Willen unterwerfen kann. Nico und Milla sind sich sehr sympathisch – bis

Milla erfährt, dass ihr neuer Freund eigentlich Nicolai Attano heißt und jener Familie angehört, die ihre eigene ruiniert hat.

Weil aber Nico einem ungeheuer Bösen in seiner Stadthälfte auf der Spur ist und dazu die Hilfe von Milla braucht, lässt sich die junge Frau überreden, ihre Hochzeit sausen zu lassen und Nico in seinem Kampf beizustehen.

*House of Bane and Blood* mischt geschickt Elemente von Fantasy, Romance, Magie und Mafia zu einer Geschichte von Schmach und Rache, die bei den amerikanischen Lesern sehr viel Anklang gefunden hat.

**G** Erle Stanley  
Gardner

# Die schwarze Limousine

Sein Fingerabdruck  
auf der Mordwaffe  
kostet jeden Verteidiger  
die Karriere,  
Perry Mason jedoch  
nur ein Lächeln...



## \*Gardner, Erle S.: Schwarze Limousine

**Erle Stanley Gardner [1889–1970]**

*Perry Mason 34: Die schwarze Limousine*  
(*The Case of the Cautious Coquette*, 1949)

Scherz 00 743 (TB 176 S./DM 5,80)

Bern und München 1984, 10. Auflage

Aus dem Amerikanischen von Henning  
Schlüter

**Genre: Krimi**

HUNDERT DOLLAR BELOHNUNG! Wenn sich diejenigen Personen, die am Dritten d. M. gegen siebzehn Uhr an der Kreuzung der Hickman Avenue und der Vermessilo-Straße an ihrem Wagen einen Reifen gewechselt haben, bei der Detektiv-Agentur Drake melden und eine zur Identifizierung führende Beschreibung der schwarzen Limousine geben, die auf der Vermessilo-Straße dahergerast kam und in den nach Norden fahrenden Ford hineinfuhr, erhalten sie hundert Dollar in bar. Passanten sind der Meinung, daß die junge Frau, die in diesem parkenden Wagen saß und die Unfallstelle vor Eintreffen des

Rettungswagens verließ, die Nummer der davonrasenden Limousine notiert hat. Mitteilungen, die zur Identifizierung des Amokfahrers führen, werden auf der Stelle mit hundert Dollar vergütet. Alle Hinweise sind an die Detektiv-Agentur Drake, Box 624, zu adressieren. (S. 5)

ONE HUNDRED DOLLARS REWARD!! If the parties who were changing a tire on an automobile at the intersection of Hickman Avenue and Vermesillo Drive at about five o'clock on the afternoon of the third will communicate with the Drake Detective Agency and give a description sufficient to identify the black sedan which was speeding east on Vermesillo Drive and crashed into the Ford going north on Hickman Avenue they will receive one hundred dollars, cash. Bystanders think the young woman in this parked car jotted down the license number of the speeding sedan but left the scene before the ambulance arrived. Any information from anyone leading to an identification of this hit-

and-run driver will result in the prompt payment of one hundred dollars. Address all communications Drake Detective Agency, Box 624.

Perry Mason, der gewiefte Rechtsanwalt, vertritt einen jungen Mann namens Bob Finchley, der bei einem Autounfall einen schweren Beckenbruch erlitten hat. Da der Unfallverursacher Fahrerflucht beging, gibt Paul Drake, Inhaber der befreundeten Detektiv-Agentur, eine Anzeige des Inhalts auf, dass auf Hinweise auf eine schwarze, beschädigte Limousine eine Belohnung bezahlt würde.

„Und ich werde ihn dann wegen Fahrerflucht verklagen lasten“, sagte Mason.

Drake grinste. „Das bildest du dir jetzt ein, aber warte nur ab. Du wirst schon sehen, daß der Bursche irgendwo einen einflußreichen Freund sitzen hat, der den Staatsanwalt anruft. Überall in der Stadt werden sich prominente Leute ans Telefon hängen, um zu versichern, was für ein feiner Kerl er sei. Er verwöhne

seine Familie, Sorge rührend für seine Hunde und Katzen und spende ansehnliche Summen für die Kirche und für die politisch richtigliegende Partei.“

„Nichtsdestoweniger werde ich ihn mir vorknöpfen“, sagte Mason beharrlich. „Ich werde ihn als Zeugen vorladen lassen und ihn zwingen, Farbe zu bekennen.“ (S. 6f)

„And then I'll tear into him on a hit-and-run charge,” Mason said.

Drake grinned. „You just think you will. You'll find that the chap has an influential friend or two who has rung up the district attorney. You'll find influential people all over town who'll get busy on the telephone telling what a fine chap he is, good to his family, considerate of his dogs and cats, a person who makes substantial donations to religious causes and to the right political party.”

„Nevertheless, I'll tear into him,” Mason said. „I'll get him on the witness stand and rip him wide open.”

Perry Mason ist zuversichtlich, dass sich erstens infolge der Belohnung ein Zeuge melden wird und dass es ihm zweitens gelingen wird, dem Beschuldigten vor Gericht im Kreuzverhör ein Geständnis abzuzwingen.

Überraschenderweise erreicht Mason ein anonymer Brief, in dem zu lesen ist, dass sich eine gewisse Lucille Barton die Nummer des geflüchteten Autos notiert habe, sich aber nicht bei der Polizei oder bei Drake melden wolle. Daher lege er einen Schlüssel zu Lucilles Wohnung bei und vertrate auch, zu welcher Zeit sie abwesend sei, damit Mason heimlich die Notiz lesen könne.

Mason geht nicht auf diesen Vorschlag ein, sondern besucht Lucille während ihrer Anwesenheit. Sie weiß nichts von einem Unfall oder einer Notiz, braucht aber dringend selbst einen Anwalt, weil sie einen Ross Hollister heiraten will und ihr zweiter Ehemann, Willard Barton, aus diesem Grund seine Unterhaltszahlungen einstellen wolle. Erschwerend komme hinzu, dass Hollister selbst noch nicht geschieden sei. Mason argwöhnt, dass Lucille ihn mit dem

anonymen Brief nur zu sich in die Wohnung locken wollte und lehnt die anwaltliche Vertretung ab.

Doch ein kommt ein zweiter anonymer Brief, diesmal mit einem Schlüssel zu einem Sekretär in Lucilles Wohnung, in dem sich das gesuchte Notizbuch nun ganz gewiss befinden solle.

Nun erscheint Lucille in Begleitung eines Arthur Colson, offenbar ein weiterer ihrer Verehrer, in Masons Büro, um ein Alibi für die Unfallzeit vorzubringen. Mason lässt sich jedoch verleugnen, dringt, während Lucille bei ihm wartet, heimlich in deren Wohnung ein und findet dort im Sekretär nicht nur die Notiz mit der Autonummer, sondern auch einen geladenen Revolver; er berührt beides, notiert sich die Nummern von Auto und Waffe und legt beides wieder zurück.

Die Autonummer führt ihn tatsächlich zu einer schwarzen Limousine, die gerade so beschädigt war, wie es dem Unfallhergang entspricht, auch wenn sie mittlerweile offensichtlich repariert wurde. Sie gehört einem Stephan Argyle, der behauptet, das

Auto sei ihm unbeschädigt gestohlen und beschädigt wieder zurückgebracht worden.

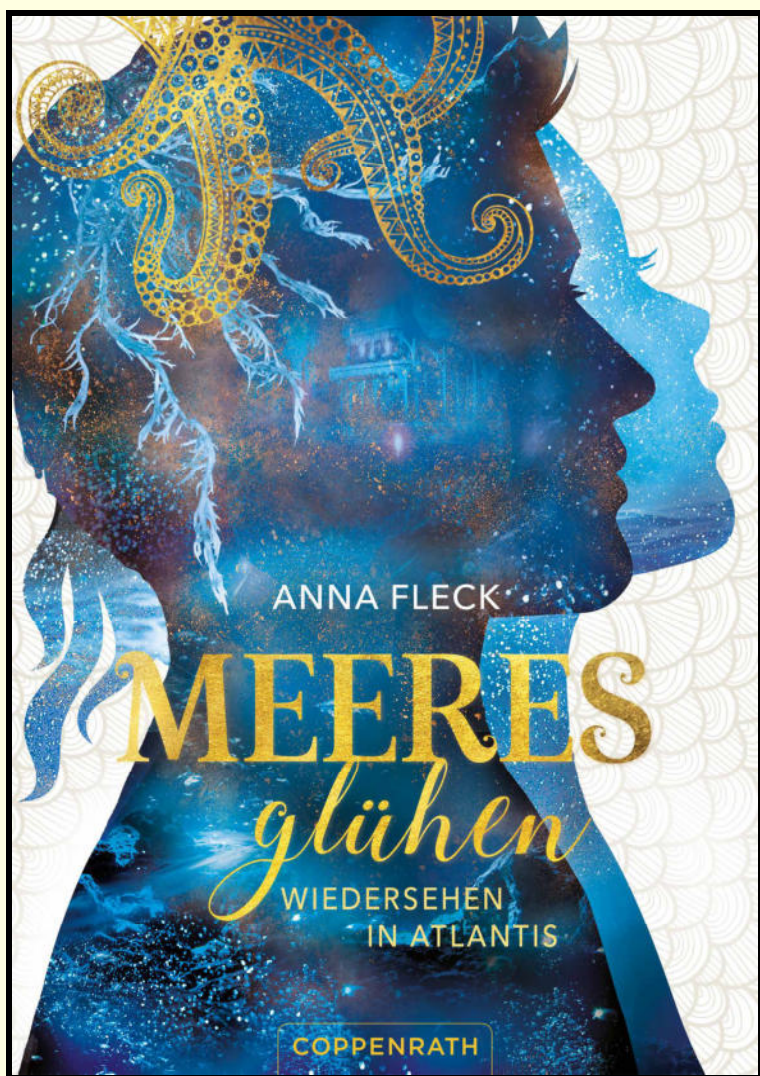
Um dem Geheimnisvollen noch die Krone aufzusetzen, taucht eine Charlotte Boone auf und nennt Mason die Nummer eines anderen Autos, das sie bei dem Unfall beobachtet habe. Es gehört einem Daniel Caffee, dessen Auto gerade ebenso beschädigt ist wie das von Stephan Argyle, und der sich sogleich schuldig bekennt, angibt, im Schock Fahrerflucht begangen zu haben und verspricht, für eine Sachschäden und Verletzungen aufzukommen.

Jetzt hat Mason also zwei Täter und zwei Autos: Argyle, der ganz offensichtlich lügt und dessen Alibi gekauft ist, und Caffee, der gar nicht schnell genug gestehen kann.

Und das ist erst der Anfang der überaus verwickelten Handlung von *Die schwarze Limousine*, die sich noch zu zwei schweren Betrugsfällen, einer Erpressung und zwei Morden steigert. Dass der Autor hier nicht selbst den Überblick verliert, ist ein schieres Wunder, und der Leser folgt staunend seinen Ausführungen. Glücklicherweise ist die Geschichte so hervorragend erzählt und

so knapp und stringent gehalten, dass man sie mit allergrößter Spannung liest.





**Anna Fleck**

***Meeresglühen 2: Wiedersehen in Atlantis***

**Coppenrath (HC 496 S./€ 20,00)**

**Münster 2021, 3. Auflage**

**Genre: Phantastik**

Wir landeten. Auf Kreta, der größten Insel Griechenlands. Scharen von Touris fielen hier jedes Jahr ein – auf der Suche nach dem perfekten Strandurlaub, zum Partymachen, zum Wandern oder für die klassische Bildungsreise. So weit, so bekannt. Was ich aber vorher nicht gewusst hatte: Kreta war die legendäre Insel Candia, der Stammsitz von Aris' Vorfahren an der Oberfläche. Hier hatten sie vor Tausenden von Jahren ein Reich aufgebaut, ausufernde Palastanlagen voller herrlicher Kunstwerke geschaffen und ihren Einfluss auf das gesamte Mittelmeer ausgedehnt -die älteste Hochkultur Europas. Doch dann war dieses geheimnisvolle Volk der „Minoer“, wie die Historiker es nannten, vor etwa 3000 Jahren spurlos verschwunden. Warum? Wohin? Unsere

Archäologen forschten immer noch an diesem Rätsel. (S. 8)

Vor einem Jahr hat die junge Berlinerin Ella Keane unglaubliche Abenteuer im Unterwasserreich Atlantis erlebt. Allerdings musste sie sowohl Atlantis als auch ihren geliebten Prinzen Aris verlassen, weil dieser aus Gründen der Staatsraison keine Oberirdische heiraten kann.

Nun macht Ella zusammen mit ihrer besten Freundin Lisa zwei Wochen Urlaub auf Kreta, jener Insel, die, wie sie weiß, die Urheimat der Atlanter ist.

Und da, auf dem Felsen neben dem kleinen Steg ... da stand Aris. Er war genauso klatschnass wie bei unserer allerersten Begegnung, wirkte diesmal zum Glück jedoch nicht halb ertrunken. Aus seinen kurzen schwarzen Haaren liefen ihm Wassertropfen die Stirn und Wangen hinab. Neben dunklen Hosen trug er eine helle Tunika, die durchtränkt vom Meerwasser eng an seiner hochgewachsenen, athletischen Gestalt anlag. (S. 31)

Da taucht unerwartet Aris auf, der erneut Ellas Hilfe braucht, denn das Unterwasserreich ist in großer Gefahr, wie der Prinz erklärt.

„Atlantis steht kurz vor einem neuen Krieg, Ella“, sagte er. „Du weißt ja, dass wir genügend innere Spannungen haben, vor allem im Kampf um die Rechte der Statthalter. Und dann sind da die vielen Häuser, die es auf die Königsmacht abgesehen haben. Aber das ist alles nichts gegen die Bedrohung von außen.“

„Was meinst du?“, fragte ich angespannt. „Hat euch etwa jemand entdeckt? Von uns?“

„Nein, das nicht“, schaltete Som sich ein. „Aber Atlantis ist nicht das einzige Königreich unter dem Meer. Es hat einen starken Rivalen.“

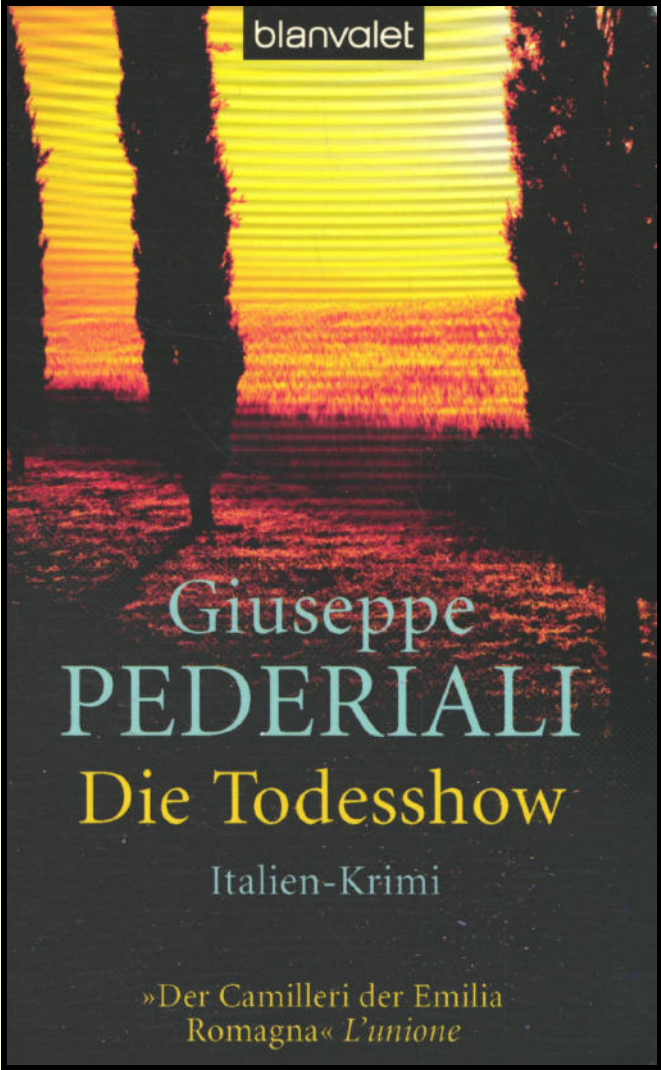
Vor Überraschung schnappte ich nach Luft. Ein zweites Atlantis?! Mein Verstand versuchte ja immer noch damit klarzukommen, dass das eine existierte!

„Nenn es nicht Königreich“, sagte Aris säuerlich. „Pacifika ist eine Kolonie. Eine *abtrünnige* Kolonie, nichts weiter.“  
(S. 37)

Um einen Umsturz zu verhindern, will Aris die für eine Machtübernahme unerlässlichen Reichsinsignien, das Auge der Göttin und die Königskrone, in Sicherheit bringen. Und seine heimliche Liebe Ella soll ihm helfen, sie in der Höhle des Kronos auf Kreta zu verstecken.

*Wiedersehen in Atlantis* bietet Exotik, Romantik und Phantastik in reicher Fülle – Leserherz, was willst du mehr.





blanvalet

Giuseppe  
**PEDERIALI**  
**Die Todesshow**

Italien-Krimi

»Der Camilleri der Emilia  
Romagna« *L'unione*

## **Giuseppe Pederiali**

***Camilla Cagliostro 3: Die Todesshow***

***(Camilla e il grande fratello, 2005)***

**Blanvalet 37 007 (TB 414 S./€ 7,95)**

**München 2008**

**Aus dem Italienischen von Michael von Killisch-Horn**

**Genre: Krimi**

„Ich soll also Vanessas Leibwächter spielen?“, fragt Camilla ungläubig.

„Mehr als das. Die Schauspielerin hat nicht nur obszöne Pöbeleien, sondern auch Morddrohungen erhalten. Telefonisch und brieflich. Nicht über ihren Agenten, an den die Fans sich normalerweise wenden, da die Silvi natürlich wie alle Prominenten ihre Adresse geheim hält und eine Geheimnummer hat. Ihr Verfolger weiß viel zu viel über sie, sogar ihre Privatadresse in Rom, und das beunruhigt sie, vor allem, weil sie manchmal das Gefühl hat, dass ihr jemand folgt, zu Fuß und im Auto. Jetzt, da sie aufs Land ziehen will, in eine abgelegene Villa, ist aus der Sorge richtige Angst geworden, zumal die Briefe und

Anrufe alle aus Modena kommen.“  
(S. 16)

Die weltberühmte Schauspielerin Vanessa Silvi, vierzig Jahre alt, hat sich in der Kleinstadt Modena die Villa Galavena gekauft, die gerade nach ihren Wünschen renoviert wird. Bis das Haus fertig ist, will sie im Hotel Real Fini wohnen, wo auch ihre Nichte Tiziana untergekommen ist.

Da die Silvi ernstzunehmende Morddrohungen erhalten hat, wird die Inspektorin Camilla Cagliostri beauftragt, für Silvi Leibwächterin zu spielen.

Commissario Francesco Savino erläutert Camilla die Hintergründe der Drohungen.

Es handelt sich um drei Briefe. Auf einem Umschlag steht, mit der Maschine geschrieben, die Adresse der Agentin, Via Dardanelli in Rom, auf den beiden anderen die Privatadresse der Schauspielerin. Alle drei sind in Modena abgestempelt. Die Worte sind auf drei Blätter blauen Briefpapiers geklebt: *Der Tod kommt auf leisen Sohlen; Im Tod wirst*

*du schön sein; Um Mitternacht wirst du sterben.*

„Lauter Filmtitel. Die Worte sind aus Zeitschriften ausgeschnitten worden“, bemerkt Camilla. (S. 17)

Camilla betreut daher die Nichte, die Schauspielerin und deren Lebensgefährten, den Regisseur Cesare Galli. Doch eines Nachts verschwindet die Silvi spurlos, und Camilla muss sich auf eine lange und gefährliche Suche machen, denn die Schauspielerin ist offenbar einer Bande völlig gestörter Vlogger in die Hände gefallen, die mit ihren Opfern ein mörderisches Spiel durchführt.

*Die Todesshow* ist ein unterhaltsamer Krimi aus der Feder eines beliebten italienischen Schriftstellers.



## \***Mohr, Judith: Stadt der Magier und Diebe**

**Judith Mohr [1984–]**

***Stadt der Magier 1: Stadt der Magier und Diebe***

**Carlsen (HC 414 S./€ 15,00)**

**Hamburg 2025**

**Genre: Fantasy**

Ich hatte Angst wie noch nie in meinem Leben. Das war wirklich nicht zu leugnen. Ich stank wahrscheinlich geradezu danach. Den anderen ging es allerdings nicht besser. Alle dachten das Gleiche wie ich: Hoffentlich ist gutes Wetter, hoffentlich sind genug Bieter da! (S. 7)

In der Stadt Parnass gibt es eine recht aktive und erfolgreiche Diebesgilde. Die Behörden wissen dieses Unwesen allerdings energisch zu bekämpfen: Wird ein Dieb das erste mal gefasst, dann wird er grausam ausgepeitscht; beim zweiten mal wird er als Sklave versteigert beziehungsweise, wenn sich kein Käufer findet, gehenkt.

Der Richter ließ einen gelangweilten Blick über uns schweifen.

„Strang oder Auktion“, nuschelte er an einem Bissen Gebäck vorbei und ließ seinen hölzernen Hammer auf den Tisch knallen. Das war alles. Der Schreiber machte noch einen Stempel auf jedes der Schriftstücke, dann wurden wir wieder zurück in die Zelle irgendwo im dunklen Bauch des Gefängnisses geführt. Das „ordentliche Gerichtsverfahren“ hatte keine zwei Minuten gedauert. (S. 9)

Der junge Dieb Cor, der schon zum zweiten mal vor einem Richter steht, hat Glück im Unglück, denn er wird von einem vornehmen Herrn ersteigert.

Bevor ich mich versah, stieß mich die Wache nach vorn, sodass ich mit dem Oberkörper auf einer schräg stehenden Holzplanke zu liegen kam. Mit festem Griff drückte er mich gegen das Brett, ich konnte mich kaum noch bewegen. Beißender Rauch stieg mir in die Nase. Mir wurde schlagartig übel. Der kräftige

Mann mit der Lederschürze und den dicken, ledernen Handschuhen hatte das Brandeisen mit dem rot glühenden schon in der Hand. Er blickte fragend zu meinem Käufer. Der tippte sich auf den Oberarm. Das war gnädig. Ich hatte in der Stadt schon reichlich Sklaven gesehen, die das Brandzeichen auf Stirn, Wange oder Hals getragen hatten.

Der mit dem Brandeisen nickte und drehte sich zu mir um. Hätte ich etwas im Magen gehabt, hätte ich es sicherlich erbrochen. Ich schloss die Augen und versuchte, mich vor dem, was da kam, zu wappnen. Aber nichts konnte mich davor bewahren, bei diesem gleißenden, sengenden Schmerz, der erst in meinen linken Oberarm und dann durch meinen ganzen Körper fuhr, zu schreien. Obwohl ich laut aufschrie, konnte ich das Zischen meiner Haut unter dem glühenden Eisen hören und roch den widerlichen Geruch meines versengten Fleisches. Es mochte nur einen oder zwei Herzschläge gedauert haben, doch es kam mir wie eine halbe Ewigkeit vor. (S. 13f)

Vor der Übergabe wird Cor noch mit einem „S“ gebrandmarkt – zum Glück auf den Oberarm und nicht auf die Stirn.

Cors neuer Herr heißt Jonathan Fossell und ist überraschenderweise ein Magier. Zusammen mit der energischen Köchin Babette sorgt er dafür, dass sich der Junge bald wieder erholt. Fossell erweist sich als freundlicher Herr; er lässt sich Cors einschlägige Fähigkeiten zeigen und nimmt ihn als Lehrling an, denn er hat in dem Jungen gewisse magische Fähigkeiten erkannt.

Im Dienst von Fossell lernt Cor dessen Magierfreund Cornelius Funkelstein sowie die übrigen Sieben des Zirkels kennen, von denen die meisten recht umgänglich sind, mit Ausnahme von Ignatius Lambert, der sich arrogant und überheblich zeigt.

Fossell unterrichtet Cor in Magie, erwartet aber im Gegenzug auch Informationen über die Gilde der Diebe.

„Ich will keine Informationen an die Polizei weitergeben und du brauchst mir auch keins eurer Verstecke zu verraten. Ich muss nur verstehen, wie die Gilde funktioniert, wie sie arbeitet. Weißt du,

es ist wirklich ernst. Die ganze Stadt ist in Gefahr und die Diebe auch. Irgendetwas Teuflisches geht hier vor und die Gilde steckt bis zum Hals mit drin. Ich kann dich nur darum bitten, mir zu helfen.“ (S. 62)

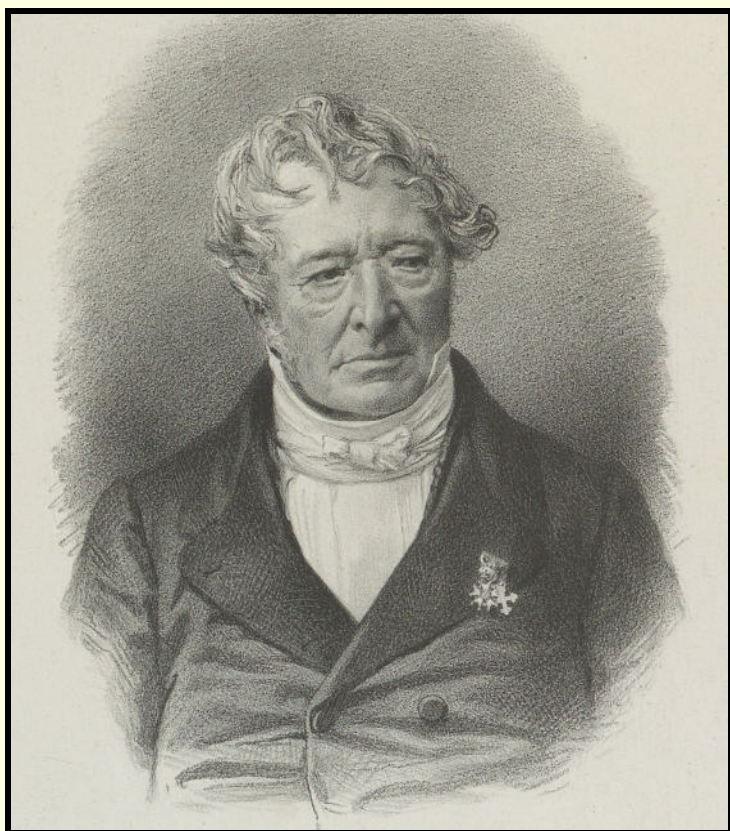
Fossell befürchtet, dass eine unbekannte Gruppierung in der Stadt für Aufruhr sorgen will, denn es werden mehr als einmal gefährliche magische Substanzen gestohlen, wobei die verantwortlichen Diebe anschließend tot aufgefunden werden – offenbar wollen die Auftraggeber alle Zeugen beseitigen.

So kommt es, dass Fossell und Cor versuchen, der geheimnisvollen Intrige auf die Spur zu kommen, wobei Cor den Kontakt zur Gilde über seine gleichaltrige Diebesfreundin Ro aufrecht erhält.

*Stadt der Magier und Diebe* ist ein Glanzlicht der modernen Fantasy: Judith Mohr beherrscht die Kunst, unterhaltsam und fesselnd zugleich zu erzählen. Sie gibt sich nicht oder kaum mit Nebensächlichkeiten ab, sondern treibt die dramatische Handlung Seite für Seite voran, ohne ihren Figu-

ren einen Augenblick Ruhe zu gönnen. Und während die anfangs noch unbekanntenen Schurken sehr finster gezeichnet sind, hat die Autorin mit dem Magier, seinem Lehrling und dessen Freundin drei ausgesprochen sympathische Figuren geschaffen, mit denen der Leser hofft und bangt und leidet; insbesondere der Icherzähler Cor trägt viel zum Erfolg des Romans bei. Schließlich und endlich ist *Stadt der Magier und Diebe* auch ein gelungener Entwicklungsroman, denn Cor steigert im Lauf der Zeit nicht nur seine magischen Fertigkeiten, sondern vollzieht auch eine innere Wandlung vom gottverlassenen Dieb zum geschätzten Helfer, der in dem gutherzigen Magier und seiner braven Köchin eine wunderbare Ersatzfamilie gefunden hat.





Jacques-Joseph Champollion (1778–1867)

**DIE BRÜDER  
CHAMPOLLION  
Ein Schattenflug über  
Hieroglyphen und Herzblut  
Artikel**

---

**Christian Knieps**

Es gibt in der Geschichte jener seltenen Augenblicke, in denen sich die Spannung eines ganzen Jahrhunderts, das Drängen einer vernachlässigten Zivilisation, das Warten eines versunkenen Weltgeistes auf seine Wiedererweckung, nicht in der Gestalt eines einzelnen Genies, sondern in der nahezu alchemistischen Verbindung zweier verwandter Seelen entlädt – der eine gebo-

ren, um zu begreifen, der andere, um zu ermöglichen –, und so war es bei den Brüdern Champollion, deren Lebenswege, so ungleich sie in Temperament, Berufung und Ausdruck gewesen sein mochten, sich doch in der Tiefe berührten wie zwei unterirdische Ströme, die im Verborgenen ein gemeinsames Becken speisten: das der Wiederentdeckung des alten Ägypten.

Joseph, der Ältere, geboren 1778, war es, der in der Zeit der französischen Revolution, von frühester Jugend an mit einem feinen Gespür für politische Veränderungen, sich zunächst dem Handel zuwandte, dann dem Buch, dann der Sprache, bis er schließlich als Drucker, Verleger und bibliophiler Vermittler zwischen der antiken Sehnsucht seines Bruders und den Institutionen seiner Gegenwart wirkte – ein Mann des Pragmas, der aber doch, in allem Handeln, nicht nur den Bruder beschützte, sondern eine Idee: die, dass aus der Stille der Papyri, der Monumente und der Steine ein Wort gerettet werden könne, das nicht nur vergangene Götter, sondern auch die Ordnung einer Welt begreiflich machte, die der eigene,

taumelnde Kontinent längst vergessen hatte.

Jean-François hingegen, 1790 geboren und damit kaum zwölf Jahre jünger, wuchs nicht nur im Schatten seines Bruders, sondern auch im Schatten einer Epoche heran, die in Napoleon noch an das Licht glaubte, das sich durch Tat und Triumph entzünden ließ – doch war es bei ihm nicht der Schlachtenlärm, nicht die Schwere der Bajonette oder das Pathos der Marschmusik, das ihn zum Brennen brachte, sondern vielmehr das schier metaphysische Flackern der Zeichen, das sich über die monumentalen Wände von Theben, Karnak und Philae legte wie der Atem eines verlorenen Alphabets –, ein Junge, dem man nachsagte, er habe mit dreizehn beschlossen, nur noch Koptisch zu sprechen, weil er sich geschworen habe, dem toten Ägypten einen neuen Mund zu schenken.



Jean-François Champollion (1790–1832)

Während Joseph, von der Armut der Familie geprägt und von der Härte des Lebens geschliffen, sein Dasein dem Aufbau, der Organisation, der Sicherung von Netzwerken widmete – ein stiller Strategie inmitten der bibliothekarischen Wechselfälle –, grub sich Jean-François wie ein Besessener, wie ein Auserwählter mit fiebrigen Fingern und glühender Stirn durch alle ihm erreichbaren Sprachen des Mittelmeers, vom Hebräischen über das Syrische bis hin zum Ge'ez, stets auf der Suche nach dem letzten, entscheidenden Schlüssel, der das Tor zu jenem dunklen Raum öffnen würde, in dem die Pharaonen mit verschränkten Armen und verschlossenen Mündern ruhten.

Dass der Stein von Rosette, diese dreigeteilte Inschrift, 1799 bei Rashid ans Licht kam – zur rechten Zeit, möchte man fast sagen –, war kein Zufall, sondern das Echo eines weltweiten Begehrens, das sich in den Träumen Europas auf das Geheimnisvolle, das Entzifferbare, das noch nicht Verstandene richtete; doch es war Jean-François, der ihn wirklich zu lesen begann, weil er nicht nur verstand, dass es sich bei den Hieroglyphen um mehr als bloß deko-

rative Symbole handelte, sondern dass sie – wie ein steinernes Gedicht – zugleich Laut, Sinn und Bild enthielten, und damit einer Logik folgten, die sowohl mathematisch als auch mystisch war.

Es war nicht nur die wissenschaftliche Disziplin, die ihn zum Sieger über dieses sprachliche Rätsel machte, sondern ein beinahe religiöser Glaube an die Möglichkeit des Verstehens, getragen von einer inneren Inbrunst, die selbst seine Krankheiten nicht zu löschen vermochten – ein Glaube, genährt von den Briefen seines Bruders, von dessen Ermutigung, Organisation und Schutz; denn es war Joseph, der sich, während der Jüngere sich ins Universum der altägyptischen Grammatik verlor, mit Pariser Professoren anlegte, Stellen verschaffte, Intrigen durchkreuzte, und aus dem Hintergrund heraus die Bühne bereitete, auf der Jean-François – erschöpft, von Migräne geplagt und von politischen Rückschlägen bedroht – am 27. September 1822 jene berühmte Sitzung vor der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres hielt, in der er, fast beiläufig und doch mit dem Pathos eines

Wiedererweckers, sagte: „J'ai fait mon alphabet.“

Ein Satz wie ein Donnerschlag in der Welt der Altertumswissenschaften, ein Akt, der nicht nur einen Code entschlüsselte, sondern Jahrtausende überbrückte – und zugleich ein stiller Triumph für Joseph, der im Schatten, aber mit der Hand am Rücken seines Bruders stand, ohne den das Wunder wohl nie hätte zutage treten können.

Denn es genügt nicht, das Genie des einen oder die Loyalität des anderen zu beschreiben, ohne die Welt zu begreifen, in der diese beiden Brüder lebten – eine Welt, zerrissen zwischen den letzten Ausläufern der Aufklärung und den ersten Regungen einer neuen, restaurativen Tyrannei, zwischen der glühenden Hoffnung auf Fortschritt, wie ihn die Encyclopédistes träumten, und der dunklen Ahnung, dass jede Ordnung, sobald sie sich verfestigt, zur Erstarrung neigt; und so war es bezeichnend, dass Jean-François, kaum hatte er seinen Triumph errungen, mit größtem Argwohn auf jene akademischen Zirkel blickte, die ihn lange nicht ernstgenommen, ja, aktiv behindert hatten, während sein Bruder Jo-

seph, stets bedächtig, stets im Austausch mit den Machtzentren, darum bemüht war, aus der wissenschaftlichen Glut seines Bruders ein dauerhaftes Feuer im Herzen der französischen Bildungspolitik zu entzünden.

Jean-François, durchdrungen vom republikanischen Geist seiner Jugend, war ein Kind des ausklingenden Direktoriums und damit ein Sohn jener kurzen, aber leidenschaftlich aufgeladenen Phase der französischen Geschichte, in der man – trotz aller ideologischen Wirrnisse – daran glaubte, dass Wissen emanzipatorisch sei, dass Wahrheit eine Kraft darstelle, die gegen den Irrtum des Thrones und die Lüge der Kirche standhalten könne; doch dieser Glaube wurde erschüttert, als mit dem Fall Napoleons nicht etwa die Vernunft, sondern das Ancien Régime zurückkehrte – nicht laut, nicht brutal, sondern schleichend, in Gestalt von Ausschluss, von Stipendienentzug, von der zähen Verweigerung institutioneller Anerkennung für jene, die nicht auf Linie waren.

Dass Jean-François, dieser fanatisch Lernende, im Jahr 1807 – kaum siebzehnjährig

– eine Professur am Lyzeum in Grenoble erhielt, war nicht nur ein Zeichen seiner außergewöhnlichen Begabung, sondern auch dem unermüdlichen Engagement Josephs zu verdanken, der mit kluger Beharrlichkeit Kontakte knüpfte, Förderer überzeugte, Manuskripte verbreitete und politische Wogen glättete; doch als wenige Jahre später die bourbonische Restauration auch die Universitäten in ihre konservative Umklammerung nahm, wurde der junge Ägyptologe, dessen republikanische Haltung längst bekannt war, kurzerhand entlassen – eine Demütigung, die er nicht nur als beruflichen Einschnitt, sondern als persönliche Niederlage empfand, denn er, der so lange um den Sinn der Hieroglyphen gerungen hatte, musste erkennen, dass die eigentliche Verschlüsselung nicht in den Zeichen des alten Ägypten lag, sondern in den Chiffren einer neuen politischen Welt, die alles verlangte – Loyalität, Demut, Unterwerfung –, außer dem, was er geben wollte: Wahrheit.

Joseph, der klügere Taktiker, blieb währenddessen im Orbit urbaner Institutionen, bewegte sich zwischen Verlegern, Diploma-

ten, Mitgliedern der Société Asiatique, der Akademie und der Ministerien mit einer Eleganz, die nie prahlerisch war, aber immer wirksam – er verstand, dass Wissenschaft ohne Machtunterstützung nicht überleben konnte, dass das alte Ideal der reinen Forschung in einer Welt, die sich zunehmend als Bühne politischer Signale begriff, nur durch Vermittlung bestehen konnte; und so wurde er für Jean-François nicht nur zum Bruder, sondern zum Damm gegen die Flut der Zeit, gegen die Reaktion, aber auch gegen die Müdigkeit jener, die nicht glauben wollten, dass sich in den verwitterten Zeichen des Ramses und der Isis noch ein Flüstern der Menschlichkeit verberge.

Als Jean-François schließlich – unter dem neuen Regime Ludwigs XVIII. – 1826 zum ersten Professor für Ägyptologie am Collège de France ernannt wurde, war dies ein Sieg, der nur scheinbar wissenschaftlich war; denn hinter der Berufung stand das langsame Umkippen der politischen Stimmung, ein tastendes Erkennen auch der Eliten, dass Frankreich, um im globalen Wettbewerb der Imperien zu bestehen, nicht

nur Kolonien, sondern auch kulturelle Autorität benötigte – und wer konnte diese besser symbolisieren als jener asketische Gelehrte, der mit nichts als Feder, Grammatik und einem Steinsplitter aus Rosette das Tor zu einer ganzen Welt aufgestoßen hatte?

Doch der Triumph war ein brüchiger; Jean-François war von seinen Jahren des Studiums, der Krankheit, der Isolation gezeichnet, litt unter einer chronischen Migräne, sein Herz geschwächt, seine Stimme oft versagend, und so reiste er zwar noch 1828–1829 nach Ägypten, um endlich das Land zu sehen, das ihm mehr bedeutete als jedes menschliche Gegenüber, doch selbst diese Reise – die in mancher Hinsicht als Krönung seines Lebenswerks gelten könnte – war überschattet von politischen Zwängen, von der Erwartung, das Nützliche mit dem Nationalen zu verbinden, von der Forderung, aus dem Staunen einen Nutzen zu ziehen; denn Frankreich, das sich damals nicht entscheiden konnte zwischen monarchischer Restaurierung, konstitutionellem Liberalismus und imperialer Nostalgie, sah auch in der Altertumsforschung

nicht mehr den reinen Akt der Erkenntnis, sondern ein Werkzeug zur Legitimation – von musealer Kolonialpolitik und von kulturellem Überlegenheitsgefühl.

Jean-François kehrte gebrochen zurück, schrieb noch seine „Grammaire égyptienne“, kämpfte mit den letzten Kräften gegen den Zerfall seines Körpers, doch sein Inneres, so sehr es auch von Zweifeln, von Kritik, von Einsamkeit durchzogen war, blieb durchleuchtet von jener zärtlichen Gewissheit, dass es ihm gelungen war, einer Sprache, die zwei Jahrtausende verstummt gewesen war, die Stimme zurückzugeben – und damit einem ganzen Volk, einer Zivilisation, einem Gedächtnis; er starb 1832, mit nur 41 Jahren, in Paris – einsam, wie so viele, die Großes vollbrachten, doch nicht vergessen, denn Joseph, der überlebte, sorgte dafür, dass sein Werk nicht zwischen den Kämpfen der Epochen zerrieben wurde, sondern weitergegeben, weitergedacht und weitergetragen.

Man darf nicht glauben – oder gar hoffen –, dass das Werk solcher Männer je abgeschlossen sei; denn wenn einer, wie Jean-François, die Sprache eines Reiches entzif-

fert, das einst die Zeit selbst beherrscht zu haben schien, so gibt er damit nicht nur der Vergangenheit ihre Stimme zurück, sondern auch der Gegenwart einen neuen Rhythmus, eine neue Möglichkeit des Verstehens, die weit über das Philologische hinausreicht – wie eine Partitur, die nicht bloß erklingt, sondern den Hörer verwandelt, ihn aus seinem engen Horizont löst, ihn mit sich zieht durch Jahrtausende von Staub, Glanz und Schweigen.

So ist es kein Zufall, dass die Museen Europas – allen voran das Louvre, wo Jean-François selbst als Konservator der ägyptischen Sammlung wirkte – nicht bloß Hallen des Erinnerns geworden sind, sondern Knotenpunkte eines fortdauernden Staunens; dass in den Schatten der Monumente von Abu Simbel, Luxor und Edfu die Namen Champollion nicht als kalte Signaturen wissenschaftlicher Pioniertaten erscheinen, sondern als lebendige Spuren einer Bewegung, die sich mit jedem Blick aufs Neue wiederholt: mit jedem Kind, das im dunklen Marmorflur des Pariser Ägyptischen Museums staunend vor einer Statue des Horus innehält; mit jedem Besucher, der sich

fragt, was es bedeutet haben mochte, wenn in Stein gemeißelte Augen über Jahrtausende hinweg das Licht zu blicken schienen; mit jedem Forscher, der sich, wie einst Jean-François, an den Rändern der Sprachgrenzen bewegt, träumerisch tastend.

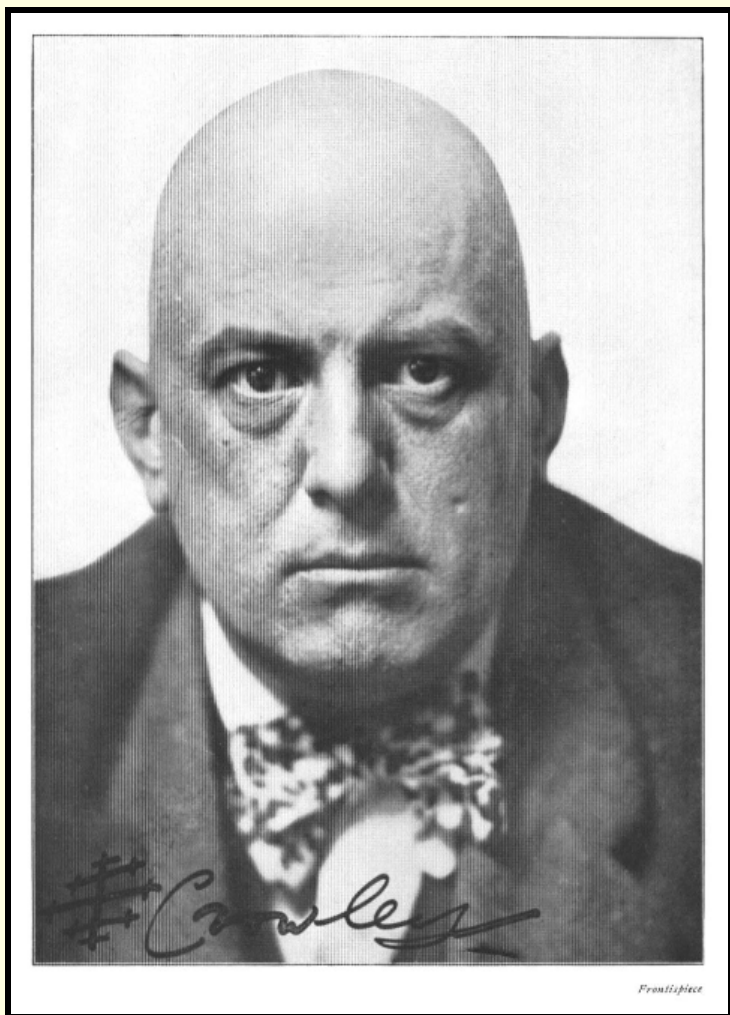
Denn was diese Brüder – so verschieden sie im Wesen, so tief sie im Anliegen vereint – hinterließen, ist nicht nur ein Korpus von Texten, von Analysen, von Einordnungen, sondern etwas viel Selteneres: ein geistiges Ethos, das inmitten einer von politischen Umstürzen, restaurativer Enge und akademischer Eitelkeit geprägten Zeit das stille Streben nach Wahrheit über alles andere stellte; ein Ethos, das nicht laut ist, nicht strahlend wie der Sieg eines Generals oder das Pathos eines Thronwechsels, sondern von jener unvergänglichen Art, die sich in den Ritzen der Geschichte hält, wie das Licht in der Fuge eines Obeliskens, wie der Wind im Innern einer Pyramide.

Heute, wo der Name Champollion in Stein über dem Eingang von Instituten steht, auf Marmortafeln vor Ausgrabungen eingraviert ist, und wo die Hieroglyphen längst keine dekorative Exotik mehr dar-

stellen, sondern Zeugen einer ernstzunehmenden, vielstimmigen Weltkultur geworden sind, spürt man bisweilen, bei aller historischen Distanz, den Herzschlag jenes Moments, als ein junger Mann im Jahr 1822 mit zitternder Stimme seine Schriftrolle entrollte und – fast beiläufig – jenes Alphabet aussprach, das nicht nur die Götter und Könige Ägyptens aus dem Grab hob, sondern auch Europa, für einen kurzen Moment, aus seiner selbstgewählten Amnesie.

Vielleicht ist es das, was vom Leben der Brüder bleibt – mehr als der Ruhm, mehr als der Streit um Prioritäten, mehr als die Denkmäler: die Ahnung, dass jedes Zeichen und jede Geste ein verschlossenes Universum birgt, das nur darauf wartet, mit Geduld, mit Mut und mit einem Herzen, das zugleich glauben und erkennen will, zum Sprechen gebracht zu werden.

So endete ihr Leben nicht mit dem letzten Atemzug, nicht mit dem gedruckten Band oder der akademischen Ehrung, sondern wirkt fort in jedem Versuch, das Schweigende zu verstehen – sei es in einem Schriftzeichen, in einem Menschen oder in der Geschichte selbst.



Aleister Crowley  
(Edward Alexander Crowley, 1875–1947)

# GOTT ARBEITET LAUTLOS

## Einstein 149

### Artikel

---

**Gerd Maximovič**

Zitiert wird:

– Crowley, Aleister: *Magick 1*. Kersken-Canbaz-Verlag, 29468 Bergen/Dumme 1993.

Es ist ganz sicher, daß es Gott gibt. Das folgt einerseits daraus, daß es die (kosmische) Welt gibt. Denn die Frage dazu wäre, woher sie käme oder wodurch sie entstünde. Es gibt nichts und niemanden, welcher oder was sich – dem Baron von Münchhausen gleich – an den eigenen Haaren aus dem Sumpf gezogen haben könnte.

Fragt man (mit Fichte und vielen anderen) seinshalber also immer weiter zurück, so stößt man stets auf etwas, das vor dem befragten konkreten Sein war. Folglich ist das materielle Sein in seiner Grundstruktur scheinbar ewig und unsterblich. Das erscheint aber gleich auch wieder als Unsinn. Ist etwa ein Apfelbaum (mit seinen materiellen Vorläufern und Vorgängern, und diese selber wieder) unsterblich? Nein, nicht nur, daß wir ihn (den Apfelbaum und vieles mehr) vernichten (fällen) können, sondern wir fragen zwangsläufig, woraus ist er, der Apfelbaum und dessen Vorläufer und deren Vorläufer – und so weiter – denn wohl entstanden?

Da muß also etwas sein, das in letzter Instanz all dieses Sein (den Apfelbaum inklusive) verbürgt. Selbiges (grundlegendes) Sein aber, weil es nicht aus Nichts kommt, ist zwangsläufig stets seiend, mithin von ewiger Natur.

Wir kommen um diese Erkenntnis nicht herum: da ist etwas, das immer und ewig ist, und das gleichzeitig das uns unmittelbar verfügbare Sein begründet. Wir pflegen diese absolut notwendig vorhandene

Seinsheit auch Gott (gleich gut) zu nennen. Also, Gott gibt es, der nicht aus dem Nichts kommt. Wobei anzumerken ist, aus Nichts kommt überhaupt nichts. Wie sollte das Nichts dies auch machen, wo es doch nichts ist? Dabei ist überdies zu bedenken, daß es überhaupt kein Nichts gibt oder je gegeben hätte, und infolge des vorhandenen Seien-den niemals geben wird. Dies ist der erste, rein logische Gottesbeweis.

Zweitens. Wenn es denn aber Gott gibt (und ihn gibt es oder muß es logischerweise geben), so ist er vorhanden. Ist er untätig? Hat er, wie beispielsweise Aristoteles meint, die Welt einstmals geschaffen. Daraufhin aber stellte er jegliche Tätigkeit und jegliches Wirken ein, ganz so, als wäre er nicht mehr vorhanden. Wir sprechen hier vom „unbewegten Beweger“, wie man dies mit Aristoteles nennt.

Dazu ist indes zu überlegen: Gott befindet sich letztlich mit der ganzen seinsmäßigen Welt im Einklang. Denn dies ist doch seine Welt, er hat sie geschaffen, oder er verantwortet sie zu allermindest! Wir können Gott also überall und allerorten bestimmen. Es ist also korrekt, ihn dem-

nach, wie die Estoerik dies gerne vorschlägt, auch als „allsehendes Auge“ zu bezeichnen. Dies ist folglich ein Auge, das mithin alles sieht (und weiß), das aber keineswegs unentwegt und stetig handelt.

Hier kommt eine seltsame Vorstellung herein. Gott wird wörtlich als „gut“ bezeichnet („Gott“ und „gut“, das ist ein Wort). Und er weiß alles. Doch wenn dem so ist, dann vermessen wir mitunter oder gar des öfteren sein Handeln. Es gibt so viele Fälle, in denen wir zu denken oder zu hoffen geruhen, daß Gott eingreifen würde. Doch er rührt sich nicht. Was wäre also zu tun, um Gott zu seinem Eingreifen zu veranlassen, sofern dies überhaupt möglich wäre? Und es muß möglich sein, warum sonst hätten unsere Altvorderen, aus ihrer Erfahrung heraus, in der uns überlieferten Sprache mit „Gott“ und „gut“ ein und dasselbe Wort ausgewählt?

Gesetzt den Fall, jemand ist krank, dann weiß Gott also davon. Wenn Gott aber nun gut ist (auch wie im Englischen: „God“ = „good“), warum, bitteschön, handelt er dann nicht umgehend, denn auch von be-

sagter Krankheit muß er doch zwangsläufig wissen?

Nächste, damit zusammenhängende Frage: Kann man insofern selbst etwas bewirken? Ja, man kann durchaus, und zwar mehr, als wir auf den ersten Blick denken. Wir wenden sinnvollerweise die kurzen positiven Coué'schen Sprüche an. Falls den Umständen nach möglich, behebt sich besagte Krankheit (dies gilt auch für schwere, scheinbar unheilbare Leiden). Der Erfolg tritt in mindestens 70 % aller denkbaren Fälle. Wir entnehmen dieser Tatsache der wirklichen, auf den ersten Blick seltsam oder wunderbar erscheinenden Selbstheilung, Gott arbeitet tatsächlich für uns, in unserem Sinne, aber lautlos.

Wesentlich ist dabei ein uns erstaunender Umstand, die Erkenntnis nämlich, er, Gott, will und muß angesprochen werden. Neben den an das Unterbewußtsein gerichteten Coué-Sprüchen sind selbstverständlich auch Gebete dafür geeignet.

Gott arbeitet insofern in uns, mit uns still, für gewöhnlich schweigend, lautlos. Und er läßt sich Zeit, er nimmt sich seine erforderliche Spanne. Die (positive) Wir-

kung (hier also Gesundheit) beweist, er war (und ist) für uns tätig.

Zunächst einmal, was dieses lautlos Arbeiten für uns betrifft, so entnehmen wir anderen (religiösen) Stellen, Gott würde, wenn er denn auftritt oder eingreift, mit Posaunenschall und Trommelwirbel oder gar dem Auslöschen ganzer Planeten (auch der Sonne etwa) wirken. Gott, so wird behauptet, würde sich also mit Lärm bemerkbar machen, um Aufmerksamkeit zu erregen. Vermutlich auch, das dürfen wir gemäß dieser Lesart vermuten, um Eindruck zu schinden.

Ist diese Vorstellung eines lärmenden, mit Posaunenschall und dergleichen auftretendem Gott richtig? Antwort: Es gibt nichts Falscheres als dieses, Gott Lautstärke, Lärm und Geltungssucht zu unterstellen. Gott gibt es. Ihn festzustellen, ist zunächst schwierig. Warum das? Weil er offensichtlich lautlos, stillschweigend (aber denn doch entschlüsselbar, erkennbar) arbeitet.

Ich weise einmal mehr auf mein Buch „Die wahre Geschichte“ hin, aus welchem man entnimmt, wie Gott auf die Hilferufe

einzelner Völker hin, welche ihn gegen Invasoren anflehten, das Wetter zu beeinflussen geruhte. Gott arbeitet also mit natürlichen Mitteln (wie, aber nicht nur, mit dem Wetter). Und, darüber hinaus, völlig lautlos. Darum ist seine Wirkweise ja auch so schwer zu entschlüsseln oder zu erkennen.

Das gilt auch für den oben angesprochenen Bereich, nämlich die unersetzliche Gesundheit. Wie erwähnt, mindestens 70 % aller Krankheiten kann man mit Hilfe der Coué'schen Sprüche abwenden oder heilen (schwerste Krankheiten inbegriffen). Wohl gemerkt, der großartige Emile Coué spricht dabei nur oder lediglich von unserem realen Einfluß auf das persönliche Unterbewußtsein. Von Gott ist bei ihm, dem genialen französischen Apotheker, keine Rede. Indes, hat man diese Erfahrung des positiven gesundheitlichen Gewinns erst einmal gemacht, so führt die nächste Überlegung – im Zusammenhang mit der schlüssigen Begründung dieses Effektes – zwangsläufig zu Gott hin.

Wie soeben erwähnt, von Gott im Hintergrund des Geschehens ist bei Coué, der die Kranken, Patienten und Leser zweifellos

nicht abschrecken will, klugerweise nicht die Rede. Immerhin erwähnt er an mehreren Stellen in seinen Büchern, daß über das gesundheitliche Wirken hinaus zweifellos noch mehr an Möglichkeiten in seinem Verfahren der Beeinflussung des Unterbewußten enthalten wäre. Auch hierüber, was dies bedeuten könnte, schweigt er sich nachhaltig aus. Aber, selbstverständlich, Gott inbegriffen, ist einiges denkbar oder möglich.

Wie tritt Gott, auf die Gesundheit einwirkend, demnach dabei auf? Ertönen dabei (im Falle der Gesundung) laute Trompeten? Nein, Fanfarenschall und dergleichen lärmende Dinge, sie sind nicht Gottes Sache. Im Gegenteil, Gott arbeitet still und leise. Mit Vorliebe des nachts (wenn wir schlafen), wie wir sehen, dann geruht er zu heilen. Das Ergebnis entnehmen wir unserer wachsenden Gesundheit. Wir gesunden wohlgefällig wieder, ohne die Umstände, welchen wir unsere Gesundheit verdanken (mit oder ohne Sprüche) auch nur im geringsten zu bedenken.

Was die natürliche unterbewußte Wirkweise betrifft, so deutet sich an, was –

darüber hinaus – unterbewußt alles möglich ist. Nämlich hinsichtlich der Tatsache, was unterbewußt (also ohne unser oberflächliches, laut schreiendes Ich oder Bewußtsein) nachweislich in uns alles schon geschieht. Man betrachte bloß das lautlose Wirken unserer inneren Organe (Leber, Milz, Nieren, und vieler anderer). Sie arbeiten, auch im Schlafe, ohne sich um das tobende Ich dort oben zu kümmern. Wie gut, daß sie sich vom großspurigen, laut schreienden Ich oben nicht abhängig machen, sonst wären sie – oder vielmehr: wären wir – verloren. Hierzu etwa auch Aleister Crowley:

„Wir nehmen z. B. an, daß das Unbewußte das Leblose ist, und doch ist nichts sicherer, daß Organe des Körpers, die gut funktionieren, dies schweigend tun.“ (Crowley, S. 42)

Noch ein alltägliches, allgegenwärtiges Beispiel. Man nehme nur unsere Verdauung (neben vielen anderen körperlichen Prozessen), sie funktioniere zufriedenstellend. Haben wir schon jemals darüber nachgedacht,

wie das eigentlich vor sich geht: von der Speisung über die Umsetzung all dieser zugeführten Rohstoffe in die Ohren, in die Beine, in die Augen, in die Fuß- und Fingernägel, in die Haare und überall hin, wo es angebracht erscheint – damit wir nur ja gut funktionieren? Den Abraum dessen, was sich körperlich nicht verwerten läßt, eingeschlossen.

Man bedenke, all das, was uns ausmacht, es funktioniert, wie zitiert, lautlos, schweigend. Sollten wir da nicht vermuten, das Ganze ist unterbewußt schlüssig geregelt, so daß es selbstverständlich automatisch funktioniere (so wie etwa auch die Sonne scheint, ohne daß eine göttliche Größe eingreifen muß).

Indessen aber, wir wissen (durch stichhaltige Rückmeldung!), insofern ist auch Gott (unterbewußt) in uns enthalten. Und er nutzt diese unterbewußten Mittel, nicht nur, aber vorzugsweise im Schläfe, sich zu melden. Diese Vorstellung erscheint auch vor dem Hintergrund der Tatsache zwingend, daß wir Gott über die Coué'schen Sprüche anreden, bitten, anflehen können – und er wirkt für uns still und lautlos, vor-

zugsweise des Nachts. Denn sagen nicht auch die Ärzte, der Schlaf, welcher vorzugsweise nachts statt findet, ist das Beste für die Heilung.

Gibt es also Gott?

Der erste Gottes-Beweis bestand im Rückfragen danach, woher die realen substantiellen Dinge kommen. Alles stammt von irgend etwas anderem her, und dieses wiederum von etwas anderem, welches jenem voraus ging. So schreiten wir fragend und ergründend scheinbar bis ins Unendliche fort und zurück, immer noch nach einem ursprünglicheren Vorgänger oder Urheber strebend.

Man bemerke, dies Vorgehen entspricht aber der „schlechten Unendlichkeit“ (etwa Hegels). Welche darin besteht, Zahlen beliebig aufzuhäufen, ohne den zugehörigen Inhalt zu bedenken. Wenn wir uns also nicht im beliebigen Zahlen-Aufhäufen verlieren wollen oder im entsprechend endlos gleichförmigen primitiven Rückfragen nach der Urquelle von allem, so stellt sich die Frage, warum der „Urstoff“ (auf dem alles gründet) ist, oder woher er kommt, oder wie er sich begründet.

Man bedenke, dieser „Urstoff“ hat sich nicht, wie der Baron von Münchhausen, an den eigenen Haaren aus dem Sumpf, hier also aus dem Nichts, gezogen. Er, die grundlegende Substanz oder Strahlung oder das urtümliche Denken, die Vorstellung, das Bewußtsein oder was auch immer dem allen zugrunde liege: da ist – nachweislich – etwas. Seit undenklichen Zeiten, ewig und immer. Da ist etwas, welches wir, weil es nicht aus dem Nichts kommt oder auch nur kommen kann, als unsterblich betrachten müssen. Nicht wahr, wie verblüffend, dabei ist es uns – unterbewußt – doch so nahe!

Der zweite Gottes-Beweis dafür ist von höchst interessanter subjektiver Natur: man kann eingedenk seiner Natur nämlich sogar gesunden. Und das ist doch etwas! Schlichte Überlegung hierzu: natürlich gibt es Gott, man kann auf diese wie auch auf andere Weise Einfluß nehmen mit seiner (Gottes) wesentlichen Unterstützung (hier also bezüglich der Gesundheit).

Siehe da an, wir wurden (auf eigentümliche Weise) gewarnt (vielleicht war es das berühmte Bauchgefühl), oder etwas Er-

staunliches im größeren oder im kleineren Zusammenhang ist geschehen (Gott kümmert sich auch um Nichtigkeiten, ganz je nach unserem Wunsch und Willen). Und wir entnehmen, ganz genau wie hinsichtlich unseres höchstgelegenen Körpers: Gott arbeitet ja, aber stillschweigend und lautlos. Erkenntlich, die lauten Töne sind nicht seine Sache. Wir bemerken zusätzlich, wer mächtig ist (und Gott ist sehr mächtig), der arbeitet für gewöhnlich still, schweigend, lautlos. Darum ist solche Einflußnahme aber auch so schwer nachzuweisen.

Ja, man kann sogar vermerken, daß wir insofern (indem wir ihn anrufen) mit Gott bis zu einem gewissen Grade verschmelzen.

Gott wurde insofern vorwiegend innerlich nachgewiesen. Gemäß bestimmter Intuition, unsagbarem Gefühl oder sicherem, indes objektiv nicht nachweisbarem Empfinden. „Ich weiß es einfach!“ Ist das keine selbst zugefügte Täuschung? Was bedeuten unsere inneren Prozesse?

Innerlich, etwa in Sachen Verdauung, Haarwachstum, automatischeer Atmung, aber auch hinsichtlich aller möglichen weiteren Prozesse, welche sich lautlos und un-

bemerkt, doch hochwillkommen in unserem Inneren abspielen, ist eine unterbewußte Kraft in uns tätig, welche diese Prozesse bewirkt. Ist damit die Vorstellung, auch Gott wäre unterbewußt in uns tätig, beseitigt?

Man bedenke, Gott hält die Welt bezüglich der ihr innewohnenden Gesetze am Laufen. Er greift aber auch ein, und zwar auf den vorgezeichneten Bahnen. So ist er, falls erforderlich, auch in unserem Unterbewußtsein, das so viele Aufgaben stillschweigend bewältigt, tätig. Das gilt insbesondere auch für unsere Gesundheit.

Wir rufen Gott an, sei es indirekt, will sagen: mit den kurzen positiven Coué'schen Sprüchen (welche sich schlicht und einfach an das Unterbewußtsein wenden). Oder wir rufen Gott an mittels Gebeten, die Wirkung ist dieselbe. Gott hilft und arbeitet (falls den Umständen nach möglich), indes in seiner Zeit und auf seine Weise. So ist er etwa vorwiegend nachts, wenn wir schlafen, zu Gunsten unserer Gesundheit unterbewußt in uns tätig.

Greifen wir noch einen Gedanken weiter oder höher. Gott ist überall, und tätig.

Demnach ist er nicht nur in uns oder bei uns. Sondern er wirkt auf unseren Wunsch hin auf jeder Ebene. Wir schauen nach draußen und bemerken so manchen hochwillkommenen Umschwung, welcher sich – selbstverständlich – „natürlich“ erkläre. So arbeitet einer, und zwar nicht nur in unserem Körper, sondern wesentlich auch dort draußen, was wir der ratlosen oder verblüfften Berichterstattung überwiegend nichtsahnender Leute mit Interesse entnehmen.

„... daß dieses Bewußtsein des Ego und des Nichtego, des Sehers und der gesehenen Sache, des Wissenden und des Gewußten, ausgelöscht wird.“ (Crowley, S. 42 f)

Wir entnehmen diesem Zitat, Ich und Nicht-Ich, sie verschmelzen, werden zu einer Einheit. Das Unterbewußte, mithin Gott letzten Endes, erhält den Vorrang. Wir wissen etwas intuitiv, also ganz sicher. „Ich weiß etwas, das kann mir niemand nehmen!“ Dann ist Gott fühlbar, nachweisbar in uns. Doch man bemerke bitte auch, Gott ist

zugleich immer mit uns, auch wenn wir ihn für gewöhnlich nicht spüren, nicht einmal zu ahnen pflegen. Erfahrung gibt uns Gewißheit.

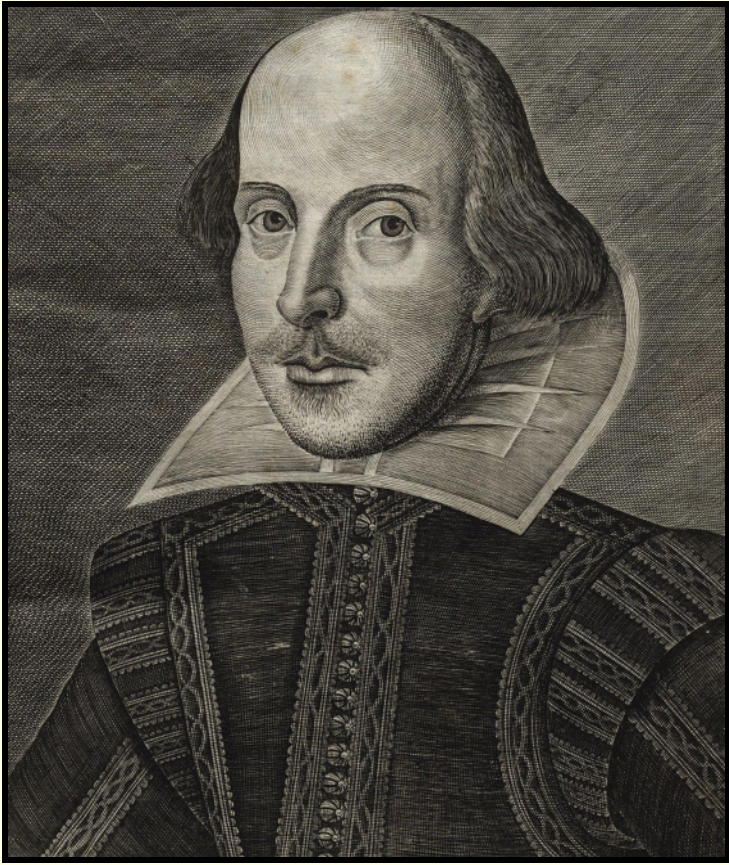
Gott ist – unterbewußt – in uns. Mitunter handeln wir nicht gemäß unserem äußerlichen, oberflächlichen Willen, sondern gemäß einer inneren Sicherheit und Bestimmung. Unser Verhalten und unsere Rede, sie obliegen nicht mehr uns und unserem oberflächlichen Bedünken. Sondern da ist eine tiefere oder höhere Kraft in uns, welche uns – wohlgemerkt! – unabdingbar zu unserem größeren Vorteil beisteht, um nicht zu sagen, zeitweilig, und zwar in seltenen Fällen, steuert.

„Schließlich identifiziert sich der magische Wille selbst so mit dem ganzen Wesen des Menschen, daß er unbewußt und eine so konstante Kraft wie die Gravitation wird. Man mag sogar über seine eigenen Handlungen überrascht sein und sich ihren Zusammenhang erst klarmachen müssen.“ (Crowley, S. 125)

Der Vergleich der unterbewußten (im Grunde genommen also göttlichen) Macht in uns und bei uns mit der alles beherrschenden und überall gültigen Gravitation im letzten Zitat ist triftig. Die Schwerkraft also ist jene Größe, von der man vermerken kann, alles und jedes zieht jedes und alles an. Man bemerke: alles und jedes hat demnach einen Zusammenhang untereinander wie miteinander (das schließt den abstoßenden Widerspruch mit ein, denn um sich abzustößen, muß man sich ja erst einmal erkennen).

Halten wir aber fest, es gibt zwei Gottesbeweise. Den äußerlichen (woher kommt die universale Welt, wer hat sie geschaffen, angestoßen, oder wer verantwortet sie in jedem Falle?). Und den innerlichen: Wir wenden uns hilfeschend auch mittels der an das Unterbewußtsein gerichteten Coué'schen Sprüche letzten Endes an Gott, und bitten um Gesundheit, und er hilft uns, sofern dies den Umständen nach möglich ist.

Also, wir entnehmen: Gott innen und außen. Das sind die beiden wesentlichen Gottesbeweise.



William Shakespeare (1564–1616)

# ÜBERNATÜRLICHES

## Artikel

---

**Gerd Maximovič**

Shakespeare, der große Dichter, sah es und sprach es aus. Magie und Wunder sind es, die uns alleweil umgeben, ohne daß wir darauf achten. Die Tiere, der Natur näher als wir intellektuell ausgerichteten Menschen, geben darauf einen deutlichen Hinweis. Doch, wenn wir glauben oder darauf vertrauen, dann sind auch wir mit magischen Kräften ausgerüstet. Dies gilt etwa in Notzeiten, so 42 nach Christus, bei Kämpfen in der nordafrikanischen Wüste von Mauretanien. Den Römern geht das Wasser aus; der Expraetor Gnaeus Hosidius Geta ist

der Feldherr und Führer der Römer; seine Leute benötigen also dringend Wasser.

„Dabei aber begann das kostbare Naß auszugehen, und kein weiteres ließ sich mehr finden, so daß der Feldherr in ärgste Bedrängnis geriet. Während nämlich die Barbaren ihrerseits schon aus Gewöhnung sehr lange irgendwie Durst ertragen und dank ihrer Ortskenntnis sich jederzeit wenigstens etwas Wasser verschaffen konnten und so auch damals durchhielten, war es den Römern aus entgegengesetzten Gründen unmöglich, weiterzumarschieren, und sogar der Rückzug war mit Schwierigkeiten verbunden. Geta wußte sich nicht mehr zu helfen; da beredete ihn einer von den Eingeborenen, die mit den Römern in Frieden lebten, es doch mit Beschwörungen und Zaubermitteln zu versuchen; oft schon sei ihnen durch solches Mittel Wasser in reicher Menge zuteil geworden. Und ‚kaum hatte der Feldherr den Rat befolgt‘, stürzte (sogleich) eine derartige Menge Wasser vom Himmel, daß der Durst der Solda-

ten dadurch vollkommen gestillt werden konnte und gleichzeitig die Feinde von Schrecken erfüllt wurden; glaubten sie doch, der Himmel komme den römischen Feldherren zu Hilfe. So schlossen sie freiwillig ein Abkommen und beendeten den Krieg.“ (Dio 4, S. 436 f)

Welche Energien sind es, die da im natürlich anmutenden Wassergusse wirkten? Wir sehen jedenfalls erneut, wie in der Welt alles mit allem verknüpft und mithin auf die eine oder andere Weise auch uns persönlich zugänglich ist. Nachfolgend zitierte Autorin legt uns „aus den Glaubenssätzen der Hexen“ folgendes dar:

„Wir halten eine Macht für universell wirksam, die allgemein verleugnet wird. Da diese Macht um vieles weiter reicht, als gemeinhin angenommen, wird sie als ‚übernatürlich‘ bezeichnet; wir aber sehen in ihr das naturgegebene, allem innewohnende Potenzial.“ (Ravenwolf: Magie, S. 29)

Das angegebene „Potenzial“ bezeichnet die innewohnende Kraft oder Leistungsfähigkeit. Es war imstande, als Geta und seine Männer in der trockenen nordafrikanischen Wüste dürsteten, einen magisch vermittelten Wasserguß buchstäblich vom Himmel zu locken. Wäre es nicht sinnvoll, Energie und Zusammenhang von Erscheinungen von dem aufzudecken und zu enthüllen, welche hinter diesen Vorgängen stecken und welche im übrigen gerade die Tiere mit viel größerer Sicherheit als wir empfinden?

„Ich bin der Überzeugung, daß ich mich meiner Imagination bedienen kann, um diese reale Welt energetisch dahingehend zu beeinflussen, daß viele alltägliche Schwierigkeiten entweder verschwinden oder von vornherein verhindert werden... Dazu bin ich fähig, und Sie auch... Zauberkraft ist dem Menschen von Natur aus gegeben. ... Nahtlos fügt sich die Praxis der Magie ins universelle Werden und Vergehen ein.“  
(Ravenwolf: Magie, S. 19)